Martin's Esel

Paul de Kock

Digitized by Google

I.

Eine Gesellschaft in der Provinz.

Eines Abends im Jahre Eintausend achthundert zweiundsechzig — der Leser sieht, daß ich nicht weit zurückgreife — war bei Herrn und Madame Grospré in dem Städtchen ** eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft versammelt. Grospré war sehr angesehen und natürlich auch reich, denn Ansehen ohne Reichthum ist kaum denkbar. Ich könnte den Namen des Städtchens nennen, aber ich nenne ihn nicht, weil ich glaube, daß es dem Leser ganz gleichgiltig sein könne, wie das Städtchen heißt, und wenn es ihm nicht gleichgiltig ist, so suche er ihn zu errathen.

Herr Grospré war einer der Notabeln des Orts; er war Unternehmer von Bauten, vielleicht Baumeister oder Maurermeister, vielleicht anfangs nur Maurergesell oder Handlanger gewesen. Die Hauptsache war, daß er's zu etwas gebracht hatte. — Wissen Sie wohl, was ein Mann ist, der's zu etwas gebracht? Ich will thun, als ob Sie es nicht wüßten.

Ein Mann, der's zu etwas gebracht hat, ist Jemand, der ein großes Vermögen erworben oder wenigstens so viel zusammengescharrt hat, daß er gemüthlich, ohne etwas zu thun, leben kann. Wenn man einen Freund oder Bekann-

Digitized by Google

ten ein Haus machen, Gastgebote geben, Gesellschaft empfangen, und dabei gar kein Geschäft mehr treiben sieht, so pflegt man zu sagen: »Er scheint's zu etwas gebracht zu haben!«

Und sobald man's zu etwas gebracht hat, wirft man sich in die Brust, nimmt einen geckenhaften Gang an, erlaubt sich im Gespräch einen zuweilen an Impertinenz streifenden kecken Ton, und ist überall wohlgelitten. Es ist sogar ziemlich selten, daß man sich erkundigt, wie es Jemand zu etwas gebracht hat, denn nicht alle Wege, auf denen man sein Glück macht, sind rein und gerade, nicht alle Mittel, die man anwendet, sind tadellos. Aber wenn man immer den Dingen auf den Grund gehen müßte, so würde man viel Niedertracht finden, man geht also lieber darüber hinweg.

Herr Grospré war ein Mann von fünfundfünfzig Jahren, aber groß, wohlbeleibt, herkulisch gebaut, kurz er war das, was man einen handfesten Mann zu nennen pflegt. Er war weder schön noch häßlich, aber sein hoher Wuchs und seine athletischen Formen hatten ihn bei dem anderen Geschlechte beliebt gemacht; es gibt Frauen, die eine große Vorliebe für herkulisch gebaute Männer haben; sie vergessen, daß der Schein oft trügt. Doch das ist ihre Sache, uns kümmert es nicht.

Grospré hatte sich glücklich schätzen können, daß er mit seiner Figur Eroberungen gemacht, denn mit seinem Geiste hätte er nie welche machen können, weil er völlig geistlos war. Der Geist ist jedoch keineswegs nothwendig, um es zu etwas zu bringen; das beweist die tägliche Erfahrung: es

Digitized by Google

gibt einen beſchränkten Verſtand, der nur Geld zu machen weiß, und dieſer iſt viel gewöhnlicher als jener.

Wir wollen damit nicht behaupten, daß man durchaus dumm ſein müſſe, um reich zu werden; nein, dem Himmel ſei Dank, das iſt nicht der Fall. Ueberdies wären Voltaire und Beaumarchais immer da, um uns zu widerſprechen.

Madame Grospré iſt zehn Jahre jünger als ihr Mann; ſie iſt wohl kaum geiſtreicher als er, aber ſie iſt einmal ziemlich hübſch geweſen; ihr Geſicht, das ſchon mit ſechzehn Jahren gewöhnlich und nichtsſagend war, wäre es im vierzigſten noch mehr geworden, wenn ſie ſich nicht durch ein gewiſſes ſchwärmeriſches Lächeln, durch verfängliche Blicke und leiſe Seufzer intereſſant zu machen geſucht hätte. Ihre Anwandlungen von Empfindſamkeit ſetzen Andere in Verlegenheit, und ihre ſchmachtenden Blicke ſind nur allzuleicht zu verſtehen.

Phöbe, ſo heißt die Dame mit ihrem Taufnamen, iſt eine Vollblut-Pariſerin. In Paris gibt es jedoch ſo viele hübſche, anmuthige, geiſtreiche, reizende Frauen, daß Phöbe mit ihrem Alltagsgeſicht und ihren bald ſchalkhaften, bald ſchmachtenden Blicken nicht viel Aufſehen machte, und ſo hatte ſie aus Aerger über die unbedeutende Rolle, welche ſie in der Pariſer Geſellſchaft ſpielte, dem Bauunternehmer Grospré ihre Hand gereicht. Grospré hatte eine Reiſe nach der Hauptſtadt gemacht und das Fräulein kennen gelernt; er hatte erfahren, daß Phöbe eine ſehr runde Summe als Heiratsgut beſaß.

Der ſtattliche Mann hatte die Ehe nur als Geſchäftsſache betrachtet, und als ein Mittel, ſchneller reich zu werden. Phöbe hatte ſich entſchloſſen, in einer kleinen Pro-

Digitized by Google

vinzstadt zu leben, weil sie hoffte, daß sie daselbst in Putz und persönlicher Liebenswürdigkeit keine Rivalinnen haben würde. Vielleicht waren die herkulischen Formen ihres Bräutigams ihrem Entschlusse nicht fremd geblieben. Aber in ihrem zwanzigjährigen Ehestande hatte Madame Grospré oft und mit tiefen Seufzern geklagt, wie sehr man Unrecht habe, nach dem Schein zu urtheilen.

Wir haben nun die Bekanntschaft des Grospré'schen Ehepaares gemacht, wir müssen nun auch Andere kennen lernen. Da ist Herr Liroquet, ein fünfzigjähriger Hagestolz, der immer sagt, er werde sich nächstens verheiraten, obgleich er gar keine Lust dazu hat; aber es ist ein recht gutes Mittel, in Häusern, wo Töchter unter die Haube zu bringen sind, wohl gelitten zu sein. Uebrigens ist er ein recht angenehmer Gesellschafter, der alle Spiele spielt, aber denen, die mit Pfändergeben und Küssen verbunden sind, den Vorzug gibt.

Madame Rifflard, eine Witwe, die schon vier Männer zu Grabe geleitet hat, möchte trotz ihrer fünfzig Jahre gern das fünfte Eheband knüpfen, wenn sich ein Mann fände, der zu diesem Antrage den Muth hätte; aber es findet sich keiner.

Das Ehepaar Postulant ist bereits in reifem Alter. Herr Postulant ist Apotheker und gibt sich auch für einen Arzt aus; er behauptet, mit einem von ihm erfundenen Elixir mehr Leute curirt zu haben, als der Doctor des Orts mit seinen Recepten.

Madame Postulant ist sehr häßlich; sie ist nicht dumm, aber sie verlästert alle Leute, selbst Personen, welche sie nie gesehen hat. Man kann sich vorstellen, was sie von ihren

Digitized by Google

Freunden ſpricht! Sie führt gern das große Wort und gefällt ſich in geſchraubten Wortfügungen.

Boulingrin, vormaliger Notar, iſt ein ſehr gutmüthiger Mann, der keinem Menſchen in's Wort fällt oder widerſpricht, und um glücklich zu ſein nur einen Wunſch hegt: jeden Abend ſeine Partie Whiſt, oder Piquet, oder Trictrac, oder ſchwarzen Peter, oder Domino machen zu können; wenn er nur ſpielen kann, ſo liegt ihm wenig daran, was Andere thun.

Boulingrin hat eine zwanzigjährige Nichte, Fräulein Mignonette, die recht hübſch, munter, ſcherzhaft, aber ſehr neugierig und viel zu ſchwatzhaft für ein junges Mädchen iſt. Dieſen Fehler duldet man wohl bei alten Frauen, aber bei einem Mädchen iſt er widerwärtig.

Herr und Madame Breillet ſind junge Eheleute, die für einander ſchwärmen und ihre Zeit mit Zanken und Ausſöhnen hinbringen; dies führt zuweilen zu vertraulichen Scenen, durch welche die Zeugen in nicht geringe Verlegenheit geſetzt werden.

Arthur Breillet hat einen Weinhandel, aber en gros, nur en gros, wie ſeine Frau bei jeder Gelegenheit betont. Madame beſchäftigt ſich nur mit ihrem Anzuge, mit der neueſten Form der Hüte, mit Putz überhaupt. Sie iſt auf alle kleinen roſenrothen und grünen Pariſer Journale abonnirt, welche den Schnitt eines Kleides gründlich erörtern und ihren Abonnenten Modebilder mit den Adreſſen der beliebteſten Lieferanten zuſchicken.

Endlich Madame de Beaurivage, eine vormalige Marquiſe oder Gräfin, man weiß es nicht ganz genau. Aber die Dame muß, nach ihren Aeußerungen zu urtheilen, ſehr

Digitized by Google

adelig sein, denn unter ihren Ahnen nennt sie Gottfried von Bouillon. Sie hat viel Unglück gehabt; ihre Eltern, welche Franzosen waren, haben ihr Heimatland verlassen, und sie kann ihr Vaterland nicht angeben, denn sie hat auf einem Schiffe während der Ueberfahrt nach England das Licht der Welt erblickt. Ist sie also eine Französin oder eine Engländerin? Diese Frage möge der geneigte Leser entscheiden.

Aber Monfignon, der Poet des Städtchens, in welchem die Dame ihren dauernden Aufenthalt genommen, hat nicht ermangelt, sie mit Venus zu vergleichen, denn sie ist ja eine Tochter des Meeres. Madame de Beaurivage hat die Idee sehr treffend gefunden, und glaubt der Familie der Cypria und des Cupido anzugehören. Leider ist die alternde Dame sehr taub geworden und wird dadurch in Gesellschaft zuweilen höchst lästig.

Den Beschluß macht der eben erwähnte Poet, ein Rentier in mittleren Jahren, der seit zwölf Jahren an einem Lustspiel arbeitet, ohne den von ihm selbst geschürzten Knoten lösen zu können. Nennen wir endlich noch zwei junge Mairie-Beamte, von denen der eine sich beständig im Spiegel betrachtet und den Faltenwurf seiner Beinkleider in Augenschein nimmt, während der andere, der weit klüger ist, nur für Diners, Bälle und Soupers schwärmt — so hat der Leser einen ziemlich deutlichen Begriff von der Gesellschaft, welche eines Abends, wie ich im Anfange dieses Capitels zu sagen die Ehre hatte, bei Grospré versammelt war.

Digitized by Google

II.

Madame Valbrun.

Wir glaubten die ganze, bei Grospré verſammelte Geſellſchaft vorgeſtellt zu haben, aber wir haben die Perſon, welche man als die liebenswürdigſte und reizendſte dieſer Verſammlung betrachten könnte, mit Stillſchweigen übergangen. Man wird vielleicht ſagen, dies ſpreche nicht ſehr zu ihren Gunſten, denn die Porträts, welche wir flüchtig gezeichnet haben, ſind nichts weniger als ſchmeichelhaft.

Hier haben wir's mit einer wirklich ſehr anziehenden jungen Dame zu thun. Sie iſt keine Schönheit; aber iſt es denn, um anziehend und liebenswürdig zu ſein, durchaus nothwendig, vollkommen regelmäßige Geſichtszüge, ein Ideal von einer Naſe, einen makelloſen Mund und Perlenzähne zu haben? Nein, denn mit dem ſchönſten griechiſchen Profil, mit der correcteſten Naſe und dem tadelloſeſten Munde kann uns ein weibliches Weſen kalt laſſen und nicht den mindeſten Eindruck machen. Findet man hingegen eine Perſon anziehend, ſo iſt es ein Beweis, daß ſie gefällt. Und wodurch gefällt ſie? Zuweilen durch ihr Lächeln, oft durch den Ausdruck des Blickes. Die größten Augen ſind nicht immer die ausdrucksvollſten. Man kann auch durch den Reiz der Geſichtszüge oder durch den Zauber der Stimme gefeſſelt werden.— Doch ich brauche alles

Digitized by Google

dies wohl nicht zu ſagen, der Leſer wird es wohl eben ſo gut wiſſen wie ich.

Madame Valbrun iſt ſechsundzwanzig Jahre alt: ein recht hübſches Alter für eine Frau! Es iſt auch für einen Mann nicht unangenehm; aber welch ein Unterſchied! Mit ſechsundzwanzig Jahren iſt ein Mann noch ein Sauſewind, ein leichtſinniger Patron; er denkt nur an Unterhaltungen; er verliebt ſich in jede Schürze; er würde hundert Geliebte haben, wenn es ihm ſeine Mittel erlaubten.

Man wird mir einwenden, daß es auch verſtändige, beharrliche, treue junge Männer gebe. Das iſt wohl möglich, aber es ſind Ausnahmen und bekanntlich wird jede Regel durch Ausnahmen bewieſen. Unter uns geſagt, ich weiß nicht warum, mir wäre eine Regel ohne Ausnahme viel lieber; aber man hat dieſe Beweisführung einmal angenommen.

Um wieder auf die ſechsundzwanzigjährigen Frauen zu kommen, ſo wiederhole ich: welch' ein Unterſchied zwiſchen einem Manne von gleichem Alter! Mit ſechsundzwanzig Jahren iſt eine Frau verſtändig, oder ſie wird es nie. Dann erſt kennt ſie ihr Herz, ſie verſchenktes nicht leicht, ſie liebt nicht mehr aus Laune; vorausgeſetzt nämlich, daß ſie für Liebe empfänglich ſei, denn wir ſehen Frauen, welche nie gewußt haben was Liebe iſt, und im Allgemeinen ſind es eben die, welche die meiſten galanten Abenteuer haben. Vielleicht ſuchen ſie immer jene Liebe, welche ſie nicht fühlen.

Clementine Valbrun iſt von mittler Größe, aber ſchön gewachſen; es liegt eine eigenthümliche Anmuth in ihrer

Digitized by Google

Haltung, in ihren geringſten Bewegungen und ſie trägt keine Crinoline — hören Sie wohl, meine Damen, die Sie ſich mit eiſernen Reifen umpanzern und von weitem umgekehrten Trichtern gleichen. Es thut mir ſehr leid, durch dieſen Ausſpruch Ihr Mißfallen zu erregen; aber ich verſichere, daß ich in Ihrem Intereſſe ſpreche und daß es ſehr wenig Männer gibt, die nicht meiner Meinung ſind. Haben Sie denn nicht gefallen, bevor Sie Crinolinen trugen? Haben Sie damals keine Eroberungen gemacht? Ja wohl, ebenſo viel wie jetzt! Wozu nützt es alſo, ſich ſo aufzublaſen?

Ich höre Sie antworten: Gutgewachſene Frauen können die Crinoline wohl entbehren . . . aber die, welche ſich deſſen nicht rühmen können, denen es an — Formen gebricht! — Ich nehme Act von dieſer Erklärung und ſchließe daraus, daß alle crinoliſirten Damen wie Beſenſtiele gebaut ſind.

Ferner werden Sie vielleicht einwenden: Ihre Madame Valbrun mit der wunderhübſchen Haltung trug höchſt wahrſcheinlich mehre ſteifgeſtärkte Röcke! — Auf dieſen Einwurf kann ich nicht antworten; ich bin nie in die Lage gekommen, die Röcke, welche dieſe Dame trug, zu zählen . . . und ich bedauere es. Die Röcke tadle ich nicht; ſie machen uns wenigſtens keine Wunden an den Beinen, wenn wir im Theater oder im Omnibus bei Ihnen ſitzen.

Clementine iſt brünett, ihre Augen ſind von gleicher Farbe wie ihr Haar. Ich will weder die Größe noch die Form ihrer Naſe beſchreiben; ihr Mund hatte einen ernſten Ausdruck, wurde aber reizend, wenn ſie lächelte, was übri-

Digitized by Google

gens selten war; sie hatte gewöhnlich einen ziemlich kalten, zuweilen etwas melancholischen Gesichtsausdruck.

Warum hatte sie einen melancholischen Gesichtsausdruck? Die Erklärung läßt sich leicht geben.

Clementine, in Paris geboren, von ihrer früh verwitweten und sie innig liebenden Mutter erzogen, hatte das achtzehnte Jahr erreicht, ohne den geringsten Kummer, den kleinsten Verdruß empfunden zu haben. Das Vermögen ihrer Mutter war genügend für zwei Personen, deren Ansprüche an das Leben bescheiden waren, und die im Theater nicht die ersten Plätze suchten.

Madame Darbelle, Clementinens Mutter, wünschte ihre Tochter vermält zu sehen, aber sie ließ ihr volle Freiheit in der Wahl eines Gatten; sie wußte, daß Clementine ihre Liebe keinem Unwürdigen schenken würde. Clementine sehnte sich keineswegs nach einer Heirat; sie fühlte sich so glücklich bei ihrer Mutter, und sie dachte mit Recht: das Glück, das man hat, ist immer besser als jenes, welches man hofft.

Mehre Partien boten sich dar. Einige waren höchst anständig, aber nicht nach dem Sinne Clementinens, welche erklärte, sie werde nur unter der Bedingung, sich nie von ihrer Mutter zu trennen, in eine Heirat willigen.

Es gibt Männer, welche eine Schwiegermutter durchaus nicht bei sich haben mögen; sie fürchten, daß ihre geringsten Handlungen beobachtet werden, daß die Frau Recht bekomme, wenn sie Unrecht hat, und daß sie selbst Unrecht bekommen, wenn sie Recht haben. Diese Männer sind in der That recht lächerlich.

Endlich kam ein recht verständiger, sanfter, exempla-

Digitized by Google

rischer junger Mann, der wie ein Mädchen erzogen worden war, der niemals einen dummen Streich gemacht, niemals eine Intrigue gehabt hatte und der ein halbes Dutzend Schwiegermütter zu sich genommen haben würde, wenn man sie ihm zugetheilt hätte.

Eduard Valbrun war überdies ein sehr hübscher junger Mann; eine Eigenschaft, die bei dem andern Geschlecht immer gebührende Anerkennung findet. Er gefiel Clementinen, zumal durch sein schüchternes, verständiges, zurückhaltendes Wesen und durch die ehrerbietige Fügsamkeit gegen Madame Darbelle. Sie dachte: Mit diesem Manne werde ich glücklich sein, er wird mir treu sein, er ist anspruchslos wie ich, er gefällt sich bei meiner Mutter; er ist kein Windbeutel, kein Geck, auch kein Verführer, wie sich dessen die meisten jungen Männer rühmen, die mir den Hof machen und die sich nicht entblöden, mit ihren Eroberungen zu prahlen. Ich will Eduard Valbrun erhören.

Und mit neunzehn Jahren wurde Clementine Madame Valbrun. Achtzehn Monate nach ihrer Vermälung verlor sie ihre Mutter; ein Jahr später fing der sanfte, verständige Mann an ausschweifend zu werden, er trieb sich mit Figurantinnen, dann mit Schauspielerinnen und Tänzerinnen umher. Endlich bekam er ein Duell und ließ sich todtschießen, weil er behauptet hatte, sein Balletmädchen hebe beim Tanzen den Fuß eben so hoch auf wie die berühmte Rigolboche.

O Zeiten! o Sitten! — Ein unschuldiges, liebenswürdiges Mädchen glaubt glücklich zu werden mit einem jungen Manne, der nie ein weibliches Wesen anzusehen gewagt . . . und nach dreijähriger Ehe macht er so viel

Digitized by Google

dumme Streiche wie der größte Roué in der Zeit der Regentschaft!

Clementine ward nun völlig enttäuscht. Der Tod ihres Mannes entlockte ihr Thränen, aber die Ursache dieses Todes milderte den Schmerz. Denn einen Mann, der sich wegen einer Buhldirne todtschießen läßt, kann man nicht lange beweinen.

Wenn aber die junge Witwe gar bald aufhörte ihren Gatten zu beweinen, so blieb doch der tiefe Schmerz über ihre verlorenen Täuschungen. Alles was sie gehofft und erwartet hatte, alle ihre Begriffe von Liebe, von der Vereinigung zweier Herzen, alle ihre Pläne für die Zukunft waren zerronnen, wie ein Kartenhaus durch einen Windstoß niedergeworfen wird. Daher kam der fast immer ernste Gesichtsausdruck dieser jungen Frau, die, betrogen von einem Manne, den sie für ein Muster von Verstand und Ehrbarkeit gehalten, nun die schlechteste Meinung von den Männern hatte. Sie beurtheilte, wie es oft der Fall ist, das ganze Stück nach dem Muster.

Die junge Witwe besaß zehntausend Francs jährlicher Einkünfte, sie wünschte nicht mehr; ihre Lebensweise war einfach, ihr Anzug elegant, aber ohne großen Luxus. Sie war noch reich genug, um Unglücklichen zu helfen und dies war ihre größte Freude. Clementine hatte den festen Entschluß gefaßt, sich nie wieder zu vermälen, und nach den bitteren Erfahrungen, die sie gemacht hatte, konnte sie wohl nicht mehr in Versuchung kommen, sich neue Fesseln anzulegen. Ob sie auch geschworen hatte, nicht mehr zu lieben? Es ist nicht wahrscheinlich; sie hatte einen zu klaren Verstand, um einen solchen Vorsatz zu fassen — und im Alter

Digitized by Google

von sechsundzwanzig Jahren hätte sie einen Trauerflor über ihre Zukunft geworfen.

Clementinens Mutter war eine Cousine der Madame Grospré. Als diese erfuhr, daß die Tochter ihrer Cousine Witwe war, machte sie ihr den Antrag, einige Zeit in ihrem Städtchen zu wohnen, um sich zu zerstreuen, eine reinere Luft zu genießen und Erholung in der Stille des Provinzlebens zu suchen.

Das Versprechen eines gemüthlichen Stilllebens hatte Clementine angelockt; sie hatte schon einmal Paris verlassen, um auf dem Lande zu wohnen, aber sie hatte die Ruhe, welche sie zu genießen wünschte, mitten unter den Bauern nicht gefunden. Eines schönen Tages gab sie den dringenden Einladungen ihrer Cousine nach; sie dachte: »Ich will eine Zeit lang an dem ruhigen Leben, an den einfachen Genüssen der Provinzbewohner theilnehmen; die Kleinstädter sind vielleicht besser als die Naturmenschen, und wenn's mir dort besser gefällt als in Paris, so hindert mich nichts, dort meinen dauernden Aufenthalt zu nehmen.«

Und seit vierzehn Tagen wohnte Madame Valbrun bei der Familie Grospré, die ein sehr schönes Haus besaß, in welchem die zum Besuch kommenden Pariser Freunde leicht eine Wohnung erhalten konnten.

III.

Kleinstädtische Klatschereien.

Picard hat „la Petite Ville“ geschrieben; es ist eines seiner hübschesten Stücke, es ist zumal wahr, aus dem Leben

Digitized by Google

gegriffen und keineswegs übertrieben. Er hat nur vier kleine Acte gemacht. Man könnte deren eine große Menge schreiben über die Gewohnheiten, Lächerlichkeiten, Vorurtheile, Klatschereien und Sitten der Kleinstädter. Aber auf der Bühne muß man nicht zu viel sagen, die Handlung muß vorschreiten. Picard hat diesen Stoff gut behandelt. Man läuft weniger Gefahr, wenn man nur das Beste von einem Sujet abschöpft. In einem Buche hat man das Recht, sich auszubreiten, man kann nach Belieben plaudern.

Der Samstag war der Empfangstag bei Grospré; Abends versammelte sich dann die ganze feine Gesellschaft des Ortes. Man unterhielt sich mit verschiedenen Spielen, man plauderte, erzählte sich die Tagesneuigkeiten und dies war die Hauptbeschäftigung.

Im Salon stand ein Piano, aber man machte selten Musik, theils weil unter allen Gästen nur sehr wenige Piano spielten, theils weil diese Leute weit lieber klatschten und Stadtneuigkeiten auskramten, als ein Lied oder eine Phantasie von Schubert anhörten. O die Wälschen! sie lieben die Musik nicht, wissen sie nicht zu schätzen. Dies allein mag zu ihrer Beurtheilung hinreichen.

Clementine hingegen war eine große Musikfreundin; sie spielte sehr gut Piano und ihre angenehme, von richtigem musikalischen Gehör geleitete Stimme genügte, um ein Lied hübsch zu singen. Madame Grospré, die mit ihrer Cousine aus Paris gern Parade machte und nicht nur eine reiche Dame von zwanzigtausend Francs Renten, sondern auch eine Virtuosin, die sich mit der Alboni messen könne, aus ihr gemacht hatte, bat Clementine in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft, sich an's Piano zu setzen. Clementine er-

Digitized by Google

füllte den Wunsch, denn sie glaubte der Gesellschaft einen Gefallen zu thun. Das erste Stück, welches sie spielte, wurde mit ziemlicher Aufmerksamkeit angehört, nur daß Madame Rifflard einige Male gähnte und Madame Postulant von einem all' zu hartnäckigen Husten befallen wurde. Aber bei dem zweiten Liede, das sie sang, wurde die Stimme der jungen Frau durch das Sprechen und Flüstern der Gesellschaft fast ganz übertönt; sie ließ daher die beiden letzten Strophen des Liedes weg und stand vom Piano auf, mit dem Vorsatze, vor dieser Gesellschaft nicht wieder zu spielen und zu singen. Sie wurde freilich laut applaudirt, als sie sich wieder an ihren Platz begab; aber sie konnte mit Recht denken: Man applaudirt, weil man froh ist, daß ich fertig bin!

Diesen Abend war Clementine noch nicht im Salon erschienen. Da es der Gesellschaftsabend war, so hatte sie sich in ihr Zimmer begeben, um sich umzukleiden, denn sie hatte bemerkt, daß ihre Cousine viel auf eleganten, modischen Anzug hielt, und eine Dame, die erst unlängst von Paris gekommen war, würde sich eines unverzeihlichen Vergehens schuldig gemacht haben, wenn sie nicht nach der allerneuesten Mode gekleidet gewesen wäre.

Die junge Witwe hatte schon in den ersten Tagen nach ihrer Ankunft einen schönen, sehr gut gepflegten Garten bei dem Hause ihrer Cousine liebgewonnen. Gärten sind selten in Paris; man hat jetzt freilich die Squares. Diese Gartenanlagen sind ein angenehmer Anblick auf einem Platz und ein sehr schöner Spaziergang für die Bonnen und Kinder, aber sie sind kein Ersatz für einen eigenen Garten, in welchem man frei und zu Hause ist,

ohne daß man von Laffen oder Rothhosen angegafft wird und ohne einen Ball zwischen die Füße oder einen Drachenschweif in's Gesicht zu bekommen.

Clementine brachte also, wenn es das Wetter erlaubte, einen Theil des Tages im Garten zu; sie bemerkte bald, daß sie nur hier ein ruhiges, zufriedenes Leben führen konnte; denn sie hörte in den Straßen des Städtchens wohl nicht das unaufhörliche Wagengerassel, das in Paris etwas störend ist, aber im Hause ihrer Cousine hörte man beständig Stimmen und jede Stimme schien die andere an Ausdauer und Kraft überbieten zu wollen.

Die beiden Gatten lebten seit einiger Zeit nicht im friedlichsten Einverständniß; Grospré warf seiner Ehehälfte die übermäßigen Ausgaben für Putz und Modejournale vor. Madame nannte ihren Mann einen falschen Herkules und behauptete, er habe nicht mehr die Kraft, eine Flasche Bordeaux zu entkorken. Diese kleinen Zerwürfnisse entzogen sich der Oeffentlichkeit, oder wurden vor den Leuten wenigstens durch Stichelreden der Frau und durch das mürrische Gesicht des Mannes ersetzt.

Eine Dienstmagd, die seit fünfzehn Jahren im Hause war und sich Köchin nannte, weil sie geröstete Semmelschnitten auf den Spinat legte, versah zugleich Kammerjungferdienste bei Madame und machte ein verdrießliches Gesicht, wenn mehr als drei Personen zu Tische geladen wurden.

Grospré hatte einen Diener, der die Zimmer bürstete, die Stiefel putzte, die Kleider ausklopfte und an Galatagen das Tafelgeschirr wusch.

Ein alter tauber Bauer endlich besorgte den Gar-

Digitized by Google

ten und versah auch den Dienst als Hausmeister, obgleich er die Leute, welche die Thürglocke zogen, oft ein paar Stunden warten ließ.

Aber wenn Madame ihre Magd auszankte, so hatte Monsieur nichts Eiligeres zu thun, als seinen Diener tüchtig abzukanzeln, um zu zeigen, daß er das Recht habe, ebenso laut zu schreien wie seine Frau, und der Gärtner, der glaubte, er werde gerufen, rief seinerseits aus Leibeskräften: »Ich komme schon ... ich kann ja nicht überall sein!«

Diese kleinen Schreiconcerte gehörten zu dem ruhigen, gemüthlichen Leben, das man in Grospré's Hause genoß.

In den Samstagsgesellschaften und in den Cirkeln, wo die Cousine sie vorgestellt hatte, war Klatscherei fast unaufhörlich der Gegenstand des Gespräches, vielleicht sogar Verleumdung, aber immer das Bedürfniß, über Abwesende zu spotten, die Mängel an Freunden, die Lächerlichkeiten an Bekannten aufzufinden.

Diese Art sich zu unterhalten war keineswegs nach Clementinens Geschmack; sie mochte manchmal wohl über einen guten Witz lachen, aber es machte ihr durchaus kein Vergnügen, unaufhörlich schlecht von Anderen sprechen zu hören, selbst von Personen, die man nachher mit Complimenten, Schmeicheleien und Freundschaftsversicherungen überhäufte.

»Diese Leute sind falscher, hämischer als die Pariser,« sagte die junge Witwe zu sich; »und wenn der schöne Garten nicht wäre, so würde ich wohl schon auf das

Digitized by Google

ruhige, gemüthliche Leben in der Provinz verzichtet haben.«

»Ihre Frau Couſine iſt doch nicht unpäßlich? Man ſieht ſie ja nicht,« fragt Liroquet, der eben in Grospré's Salon erſchienen iſt.

»Nein, ſie wird bald erſcheinen, ſie iſt noch bei der Toilette. Sie können leicht denken, daß eine Dame aus Paris nicht ſo ſchnell mit ihrem Anzuge fertig wird, wie wir Frauen in der Provinz.«

»Auf jeden Fall,« ſagt Poſtulant, »bezweifle ich, daß Madame Valbrun längere Zeit zu ihrem Kopfputz braucht, als die Gemalin des Maire-Adjuncten. Ich holte ſie vorgeſtern mit meiner Frau in die Abendgeſellſchaft des Notars ab; ſie ſagte, daß ſie nur noch ihren Hut aufzuſetzen habe, und ſie ließ uns eine volle halbe Stunde warten.«

»Drei Viertelſtunden, lieber Mann; ich verſichere, daß wir drei Viertelſtunden warteten!«

»Es iſt wohl möglich; genug, es war unſchicklich . . .«

»Wollen wir heute keine Partie machen?« ſagte Boulingrin, der ſich in einem Fauteuil ſtreckte.

»Sogleich, Nachbar, es iſt noch nicht ſpät. Herr Monſignon wird bald kommen, er wird beim Whiſt den vierten Mann machen.«

»Ich ſpiele eben ſo gern Whiſt mit dem Strohmann; in Paris ſpielt man's jetzt faſt immer ſo, wie ich höre.«

»Ich danke! ich mag der Strohmann nicht ſein,« erwiedert Grospré; »man muß doppelt zahlen, wenn man verliert, und ich finde das nicht unterhaltend.«

»Wird uns Ihre Frau Couſine dieſen Abend einen Ohrenſchmaus bereiten?« fragte Madame Beaurivage;

Digitized by Google

»gestern bei Madame Rifflard wollte sie trotz dringender Bitten durchaus nicht singen.«

»Nun, die Pariser Damen — Sie wissen ja — sie sind nicht immer geneigt, einen Wunsch zu erfüllen.«

»Ich halte Ihre Frau Cousine für etwas launisch,« setzte die Apothekerin hinzu. »Um ihr Pianospiel beurtheilen zu können, hätte ich müssen die Ouverture zu »Wilhelm Tell« von ihr spielen hören.«

»Oder zu der »Caravane,« meinte Grospré.

»O pfui! Was sagen Sie da, Herr Grospré...? Die Ouverture zur »Caravane!« lacht Mignonette; »solche Stücke werden kaum noch auf Drehorgeln gehört.«

»Ich habe diese Oper in Bordeaux gehört und superb gefunden, es ist freilich schon lange her.«

»Es war wohl in jener Zeit, wo Du stark warst wie ein Türke!« ruft ihm Madame Grospré mit höhnischer Miene zu.

»Nun, wird denn nicht gespielt?« erwiedert der vormalige Notar, der unwillkürlich anfängt zu gähnen.

»Nur eine Minute, Nachbar. — Ein Erzspieler, der Boulingrin! er würde mit der Nase im Wasser spielen. — Spielten Sie schon so gern, als Sie Notar waren?«

»Warum nicht? Wenn man nicht an der Börse und nicht Roulette spielt...«

»Und nicht Landsknecht!« fällt Madame Breillet ein. »Dieses Spiel sollte man in anständigen Gesellschaften nicht dulden. Man hat es aber in der letzten Soirée bei Madame Pigache gespielt.«

»Ja wohl und verdammt hoch, ich erinnere mich.«

Digitized by Google

erwiedert Postulant. »Ich habe achtundfünfzig Sous dabei verloren!«

»Wer hatte denn die Partie zu Stande gebracht?«

»Wer anders als Herr Frémont? Seitdem er in Paris gewesen ist, macht er einen Lärm, ein Aufsehen...«

»Was hat er denn in Paris gemacht?«

»Das weiß Niemand.«

»Doch, ich weiß es!« entgegnet einer der Mairie-Beamten. »Er hat einen Gewinnst eincassirt, den er bei der letzten Ziehung der Bodencredit-Obligationen gemacht hat.«

»Wirklich! er hat einen Gewinnst gemacht? Es gibt Leute, die ein unverschämtes Glück haben. Wie viel hat er gewonnen?«

»Ich glaube fünfzigtausend Francs; aber da er nur eine Obligation von fünfhundert Francs besaß, so hatte er nur auf denselben Gewinnst Anspruch... auf fünfundzwanzigtausend Francs.«

»Es ist immer noch sehr hübsch. Aber das berechtigt ihn nicht, uns hier zum Landsknecht zu zwingen.«

»Und mir achtundfünfzig Sous abzulocken! Ich habe kein Loos gewonnen.«

»Das ist noch nichts, es gab Einsätze von zwölf Francs.«

»Wenn man so bei Madame Pigache spielt, so betrete ich ihr Haus nicht mehr. Ich gehe nicht in Spielhöllen.«

»Fünfundzwanzigtausend Francs! Ach, wenn ich ein solches Glück hätte!« seufzt der Beamte, der sich unaufhörlich im Spiegel betrachtet.

Digitized by Google

»Was würden Sie dann thun, Herr Sautrond?«

»Madame, ich würde sogleich nach Paris reisen und mich von Dusautoy vollständig kleiden lassen.«

»Ei, die jungen Herren sind eben so kokett wie die Frauen!«

»Madame, es ist nicht verboten, sich nach der Mode zu kleiden.«

»Das ist wahr, aber Sie sind immer sehr elegant, Herr Sautrond.«

»Madame, ich halte es für Pflicht, wenn man so glücklich ist, in der eleganten Welt Zutritt zu haben.«

»Man kann elegant sein, ohne sich auffallend zu machen,« entgegnete der andere lebenslustige Beamte. »Ich brauche keine halbe Stunde, meine Cravate anzulegen.«

»Ist das auf mich gemünzt, Dupétral?«

»Beziehen Sie es auf sich, wenn Sie finden, daß es auf Sie paßt.«

»Ich finde Ihre Bemerkung unschicklich — ich könnte sogar sagen beleidigend.«

»Ich finde sie richtig und nehme sie nicht zurück, wie man in der Deputirtenkammer sagt.«

»Meine Herren, erzürnen Sie sich nicht wegen einer Cravate. Zwei Freunde und Collegen — denn Sie sind ja Beide in der Mairie angestellt. — Erzählen Sie uns lieber etwas von Herrn Martin. Weiß man etwas Neues von diesem räthselhaften Menschen?«

»Ich weiß nichts von ihm.«

»Ich sah ihn gestern außerhalb der Stadt; er stand still und schien in Gedanken vertieft.«

Digitized by Google

»Auf was hatte er denn seine Aufmerksamkeit gerichtet?«

»Ich sah nur einen Heuschober vor ihm; ich weiß nicht, ob seine Gedanken darauf gerichtet waren.«

»In Gedanken vor einem Heuschober! Ich glaube fast, der Mann hat einen Sparren zu viel.«

»Er hat einen Maikäfer in seiner Laterne,« sagte Dupétral.

»Ha! ha! ein sehr hübscher Witz! Dupétral ist immer witzig. — Einen Maikäfer in seiner Laterne! Haben Sie es gehört, meine Damen?«

»Ja,« antwortete Madame Postulant; »aber um darüber zu lachen, muß man doch zuerst wissen, was es bedeutet.«

»Madame, ich habe es in Paris gehört und zwar im Theater. Ich weiß nicht mehr, ob's im Vaudeville oder in den Délassements war. Wenn Jemand einen Maikäfer in seiner Laterne hat, so heißt das: »Es ist in seinem Kopfe nicht richtig, er ist nicht recht bei Verstande.«

»Das hätte ich nie errathen.«

»Hören Sie, Grospré, da eine Whistpartie nicht zu Stande kommt, so schlage ich Piquet mit Aufschreiben vor —«

»Eine Partie Piquet ist mir schon recht, aber nicht mit Aufschreiben; es ist mir lieber, bis hundert zu zählen.«

»Ihre Frau Cousine braucht wirklich viel Zeit zum Ankleiden,« sagte Madame Rifflard.

»Sie wird vielleicht gar nicht erscheinen,« setzte Madame Beaurivage hinzu.

»Nun, wir werden sie kaum vermissen.«

Digitized by Google

»O ja, sie wird bald erscheinen.«

»Die Dame scheint sich in Gesellschaft nie gut zu unterhalten. Haben Sie es nicht auch bemerkt, Postulant?«

»Ja, sie sieht ernsthaft aus.«

»Mag sein, aber hübsch ist sie,« sagte Breillet.

»Hübsch? — Was hat sie denn Hübsches an sich? Nennen Sie mir einen einzigen bemerkenswerthen Gesichtszug!« entgegnete die Frau dieses Herrn.

»Sie hat zwanzigtausend Francs Renten,« setzte der junge Sautrond hinzu. »Das ist ein hübsches Vermögen.«

»Es ist ihr schönster Zug.«

»Eine schöne Partie — eine hübsche Witwe zu trösten. Sie sollen ihr den Hof machen, Herr Sautrond.«

»O Madame, ich glaube, daß die Dame nicht Lust hat, sich wieder zu vermälen.«

»Hat sie es Ihnen gesagt?«

»Das wohl nicht, aber — sie sieht so ernsthaft aus, daß man sich nicht getraut, ihr etwas Schmeichelhaftes zu sagen.«

»Ich getraue mich schon,« erwiederte Dupétral, »und sie schien meine Complimente nicht übel zu nehmen.«

»Ich werde ihr auch den Hof machen,« sagte der alte Liroquet, »und wenn sie mich erhört — so mache ich ein Ende, ich begebe mich in's Joch!«

»Siehe da den alten Gecken — er glaubt, man werde ihn erhören!« sagt Dupétral leise zu seinem Collegen, der sich im Spiegel betrachtet.

»Meine Cousine wird sich gewiß wieder verheiraten,« sagt Madame Grospré, »und sie muß in unserer

Digitized by Google

Stadt ihre Wahl treffen — wär's auch nur, um ihre Pariſer Anbeter raſend zu machen.«

»Iſt die Dame geiſtreich?« fragt die Witwe Rifflard.

»O ja, in Paris galt ſie für ſehr geiſtreich.«

»Dann muß ſie ihren Geiſt in Paris gelaſſen haben,« ſetzt Madame Poſtulant hinzu, »denn ich habe noch kein geiſtreiches Wort aus ihrem Munde vernommen.«

»Und für eine Pariſerin,« ſagt Mademoiſelle Mignonnette, »hat ſie in ihrer Haltung wie in ihrem Kopfputze nichts Bemerkenswerthes.«

In dieſem Augenblicke geht die Thür auf, und die Perſon, von welcher eben die Rede war, tritt in den Salon.

Alle eilen ihr entgegen, und man hört nur folgende Worte:

»Ei, da iſt ſie ja, die liebe Dame! — Wir haben Sie mit Sehnſucht erwartet. — Die Geſellſchaft war ſehr langweilig ohne Sie! — Und dieſe reizende Toilette! — ſie weiß ſich immer mit Geſchmack zu kleiden. — Und wie ſchön Madame ihren Kopfputz zu ordnen weiß! — Man mag ſagen, was man will, nur in Paris verſteht man ſich ſchön zu kleiden. — Wahrhaftig, Sie ſind reizend dieſen Abend.«

Madame Valbrun beantwortet alle dieſe Complimente ziemlich kalt, und ſetzt ſich zu ihrer Couſine. Als ſie eben Platz genommen, erſcheint ein neuer Gaſt, deſſen Eintritt nicht geringe Senſation in der Geſellſchaft macht.

Digitized by Google

IV.

Der Poet Monfignon.

Es iſt ein kleiner, wohlbeleibter Mann von fünfundvierzig Jahren, mit einem ziemlich ſtark gerötheten Fuchsgeſicht, weit hervorſtehenden Augen, die beſtändig etwas zu ſuchen ſcheinen, und einem ſtereotypen ſpöttiſchen Lächeln. Er hat recht hübſches blondes Haar; über der Stirn iſt er freilich faſt kahl, aber er kämmt die über den Ohren noch vorhandenen, mit Pommade eingeriebenen Haarbüſchel über den kahlen Schädel. Wenn er indeß ſo unbeſonnen iſt, im Freien ohne Hut zu verweilen, oder ſich einen Tanz zu erlauben, ſo löſen ſich die nach vorne gekämmten ſpärlichen Haarbüſchel ab, flattern rechts und links und geben ſeinem Kopfe das Ausſehen eines Federbeſens.

Dieſes Männlein iſt Monſieur Monfignon, der Poet, der ſeit zwölf Jahren an einem Charakter-Luſtſpiele arbeitet und Madame de Beaurivage mit der dem Meere entſteigenden Venus verglichen hat. Aber die Poeſie füllt nicht alle ſeine Mußeſtunden aus; er führt in Geſellſchaft gern allein das Wort, und gibt ſich alle mögliche Mühe, liebenswürdig zu ſein. Da man zur Unterhaltung der Zuhörer möglichſt viele Neuigkeiten auskramen muß, ſo ſucht der Poet Monfignon Alles, was in dem Städtchen vorgeht, immer aus erſter Hand zu erfahren. Er erkundigt ſich genau nach Allem, was gethan und geſprochen wird; wenn

Digitized by Google

eine Intrigue geſponnen wird, wenn ein Zank ſtattgefunden hat, wenn ein Fremder angekommen iſt, ſo weiß er's früher als andere Leute und er beeilt ſich, ſeinen Bekannten die wichtige Nachricht mitzutheilen. Uebrigens iſt Monſignon ein gelehrter Mann, und er gibt gern Beweiſe davon; wenn's ihm daher an Neuigkeiten fehlt, ſo ſchöpft er aus ſich ſelbſt den Stoff zur Unterhaltung.

Monſignon iſt daher in Geſellſchaft ſehr geſucht, und nicht zu erſetzen.

Dieſes Mal erſcheint er mit frohlockender, freudeſtrahlender Miene; er begrüßt, ſich die Hände reibend, alle Anweſenden und ſagt:

»Ich weiß etwas Neues. Ich habe es aus guter Quelle. Es iſt höchſt drollig!«

Die ganze Geſellſchaft ſpitzt die Ohren, und von allen Seiten ruft man ihm zu:

»Laſſen Sie hören, Herr Monſignon. Erzählen Sie was Sie Neues wiſſen. — Sie ſind ein charmanter Mann, daß Sie Alles wiſſen, was vorgeht!«

»Haben Sie über Herrn Martin etwas erfahren?«

»Ja wohl, über den räthſelhaften Martin.«

»Erzählen Sie — wir ſind ganz Ohr.«

Monſignon nimmt mitten im Kreiſe Platz; er ſchneuzt ſich, huſtet, zieht ſeine Doſe hervor, nimmt eine Priſe, dreht ſich rechts und links, um alle im Salon befindlichen Perſonen zu ſehen. Endlich richtet er ſich auf wie ein Advocat im Gerichtsſaale und beginnt folgendermaßen:

»Sie müſſen wiſſen, meine Damen und Herren, daß dieſen Morgen — nämlich zwiſchen eilf und zwölf Uhr — es war bereits halb zwölf vorüber, als ich eben einen Ka-

Digitized by Google

paunerflügel zum Frühstück verspeist und eine Tasse Chocolade getrunken hatte ...«

»Sie trinken Chocolade?« fällt ihm Postulant in's Wort; »Kaffee ist besser für die Verdauung.«

»Herr Postulant,« mahnt Madame Grospré, »ich bitte Sie, unterbrechen Sie nicht.«

»Ja, ich trinke Chocolade mit Rahm ... es schlägt mir gut an. — Ich hatte also eben gefrühstückt und ging aus, um frische Luft zu schöpfen. Ich sann über mein Lustspiel nach. Ich glaube die Lösung des Knotens gefunden zu haben ... wenigstens bin ich nahe daran. Meine erste Liebhaberin will nicht heiraten, weil ihr Bräutigam ein falsches Toupet trägt, welches sich verschiebt, als der Contract eben unterzeichnet werden soll. — Was sagen Sie dazu? Mich dünkt, daß es auf der Bühne einen ganz neuen Effect machen muß. Und es ist ganz logisch, denn ein Mann, der etwas Falsches, Unechtes trägt, kann auch in anderen Dingen betrügen ...«

»Herr Monfignon, Sie wollten von Herrn Martin etwas Neues erzählen.«

»Ja, richtig. Hören Sie nur. Ich spaziere in der Richtung des alleinstehenden Hauses, welches fast außerhalb der Stadt ist; man kann es eigentlich ein Landhaus nennen. Sie wissen, daß es von dem sonderbaren Kauz, der vor etwa sechs Wochen hier ankam und sich Martin nennt, gemiethet worden ist. — Merken Sie wohl, daß ich sage: er nennt sich so, denn ich habe alle Ursache zu glauben, daß er nicht so heißt.«

»Woraus schließen Sie das, Monfignon?« fragt Liroquet.

Digitized by Google

»Ich werde es Ihnen ſpäter ſagen. Ich habe von einem ſinnreichen Mittel, das ich ſchon oft erfolgreich gefunden, Gebrauch gemacht. Ich habe oft ſinnreiche Ideen . . .«

»Herr Liroquet, Sie unterbrechen unſern Erzähler; Sie bringen ihn von ſeinem Gegenſtande ab.«

»Ich komme ſchon wieder, Madame. Ich lenkte alſo meine Schritte zu dem Hauſe, welches gegenwärtig von dieſem Martin — wir wollen ihn ſo nennen — bewohnt wird. Ich nahm nicht ohne Abſicht dieſen Weg, denn man verſichert, daß dieſer Herr Perſonen zu ſich kommen läßt, die man nicht wieder fortgehen ſieht . . .«

»Wirklich! Was macht er denn damit?«

»Ja, das iſt eben die Frage! Was macht er damit?«

»Dieſe Eigenthümlichkeit des ſonderbaren Menſchen habe ich noch nicht gekannt,« ſagt Madame Rifflard; »man könnte wahrhaftig einen Schauder dabei bekommen . . . wenn man nicht vier Männer gehabt hätte!«

»Ja,« ſagt der junge Dupétral, wie mit ſich ſelbſt redend, »wenn man vier Männer überſtanden hat, muß man keine Furcht mehr haben.«

»Das von dieſem Herrn bewohnte Haus iſt völlig entlegen von anderen Wohnungen. Am nächſten wohnt Herr Frémont; aber Sie wiſſen, daß ſie ſich kennen, denn Herr Frémont hatte das entlegene Haus von dem Eigenthümer, dem Krämer Girard, gemiethet; er ſagte, es ſei für einen Pariſer, der zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit die ſchöne Jahreszeit auf dem Lande leben wolle.«

»Dieſer Martin ſieht aber gar nicht kränklich aus.«

Digitized by Google

»Finden Sie das? Ich finde ſeine Geſichtsfarbe gelb,« entgegnete Madame Breillet.

»Kann man denn ſeine Geſichtsfarbe unter dem großen Barte ſehen?« erwiedert Madame Poſtulant.

»Das iſt wahr; er trägt einen Vollbart und einen Schnurrbart dazu ... wie die Räuber, die ich auf der Bühne in »La Forêt périlleuse« geſehen habe. — Ein wahres Prachtſtück, meine Damen! Ich habe haarſträubende Träume darauf gehabt!«

»Ich kenne es nicht. Iſt es ein Trauerſpiel?«

»Nein, ein Melodrama. Es kommt ein unterirdiſches Gewölbe darin vor, in welchem eine Frau mit einer Bande von Unholden eingeſperrt iſt, die ihr kein Haar gekrümmt haben.«

»Dann ſind's keine ſehr gefährlichen Unholde geweſen.«

»Wenn die Damen fertig ſind, ſo will ich fortfahren,« ſagt der Poet Monſignon, etwas erzürnt die Arme unterſchlagend.

»Erzählen Sie, lieber Freund. Wir ſind ganz Ohr, wir wollen kein Wort ſprechen.«

V.

Die Geldbußen.

»Ich ſagte alſo ... wo bin ich denn ſtehen geblieben? Wenn man jeden Augenblick unterbrochen wird, ſo verliert man den Faden der Erzählung.«

Digitized by Google

»Sie haben Recht,« ſagt Madame Grospré; »ich ſchlage daher vor, die erſte Perſon, welche Sie unterbrechen oder ſich, bevor Sie fertig ſind, auch nur eine Bemerkung erlauben wird, in eine Geldſtrafe zu nehmen.«

»Bravo! angenommen!«

»Ja, ja, eine Geldſtrafe!«

»Aber wie groß ſoll ſie ſein?«

»Sie muß ziemlich hoch ſein, um die Schwätzer im Zaume zu halten.«

»Ich ſchlage fünfundzwanzig Centimen vor, und was eingeht, kann ſpäter in paſſender Weiſe verwendet werden.«

»Fünfundzwanzig Centimen! Das iſt ſehr viel!«

»Nein, es iſt recht, man muß die Zungen zu feſſeln ſuchen.«

»Angenommen!«

»Die Nebenfrage iſt erledigt. Herr Monſignon hat das Wort.«

Es verſteht ſich, daß Madame Valbrun dieſem ganzen Geſchwätz fremd geblieben iſt. Sie hörte ſchweigend zu und behielt ihr Urtheil über das Gezänk für ſich.

Monſignon hat ſich wieder geſchneuzt, geräuſpert und eine Priſe genommen. Einige Minuten ſcheint er nieſen zu wollen, aber er nieſt nicht. Er fährt in ſeiner Erzählung fort:

»Vor der Wohnung unſerer räthſelhaften Erſcheinung angekommen, nehme ich ſie in Augenſchein . . .«

»Er war alſo da?«

»Liroquet hat Strafe zu zahlen!«

»Erlauben Sie! Herr Monſignon ſagt: »Ich nehme ſie in Augenſchein.« Meinte er die räthſelhafte Erſcheinung

Digitized by Google

oder die Wohnung? Denn ich muß doch wissen, woran ich mich zu halten habe, sonst verstehe ich nicht . . .«

»Herr Liroquet, wenn Sie mich nicht unterbrochen hätten, so würden Sie erfahren haben, wen ich meinte, es wäre Ihnen Alles klar geworden. Ich meine doch, daß ich das Talent besitze, mich verständlich zu machen, mich deutlich auszudrücken . . .«

»Ja, ja, Herr Liroquet muß Strafe zahlen!«

»Erlegen Sie Ihre fünfundzwanzig Centimen . . . rücken Sie heraus!«

»Es ist ungerecht . . . ich behaupte, daß es eine Ungerechtigkeit ist. Es ist nicht wegen der fünfundzwanzig Centimen, über solche Kleinigkeiten bin ich erhaben. Ich wünschte eine Aufklärung.«

»Wie! man hat ein Gesetz gemacht und Sie übertreten es sogleich!«

»Das kommt täglich vor . . .«

»Geben Sie Ihre fünf Sous her, lieber Freund, und daß es ein Ende nehme!«

Liroquet entschließt sich endlich die Strafe zu bezahlen; er sucht in der linken, dann in der rechten Westentasche, dann in den Taschen seiner Unaussprechlichen, dann in der Brusttasche seines Fracks; endlich findet er sein Portemonnaie. Er schaut eine Weile hinein, ohne es ganz aufzumachen.

»Ich habe nur Gold bei mir,« sagt er zögernd; »wer kann mir auf zwanzig Francs herausgeben?«

Die Gesellschaft, schon verdrießlich über die mit dem langen Suchen verlorene Zeit, ruft in Masse:

»Nein, nein, Sie können später bezahlen. — Herr

Digitized by Google

Monfignon, fahren Sie gefälligſt fort. Sie ſehen daß wir die erlaſſene Verordnung vollziehen!«

»Ich ſehe! ich ſehe, daß Sie dieſen Abend nichts erfahren werden, wenn das ſo fort geht, und es wäre ein großer Verluſt für Sie!«

»Still! ſtill!«

»Ich war alſo vor die Wohnung unſerer räthſelhaften Erſcheinung gekommen. Das Haus iſt von außen recht hübſch; es beſteht aus dem Erdgeſchoß, dem erſten Stock und den Dachſtuben. Vier Fenſter im erſten Stock, drei im Erdgeſchoß, und dazu die Thür; hinter dem Hauſe iſt ein mit Mauern umgebener Garten, aus welchem eine Seitenpforte auf einen Feldweg führt . . .«

»Das wiſſen wir wohl!« murrt der Apotheker Poſtulant; aber ſofort denkt er an die Geldbuße und fängt an zu huſten, als ob er einen Bruſtkrampf hätte.

»Wer hat geſprochen?« ruft Madame Grospré.

»Niemand!« antwortet der Apotheker; »ich huſte. Es iſt nicht verboten, den Schnupfen zu haben!«

Monfignon fährt fort:

»Ich bemerkte, daß alle Fenſterläden im Erdgeſchoſſe geſchloſſen waren und das ſchien mir ſonderbar, denn um die Mittagsſtunde pflegt man doch gern hell im Hauſe zu haben. Ich dachte: Der Mann iſt lichtſcheu, das iſt nicht zu bezweifeln, und Leute, die das Tageslicht ſcheuen, ſind zweideutig. — Ich ſchaute zum erſten Stockwerke hinauf; dort waren die Sommerläden geöffnet und ich bemerkte auch, daß ein Fenſter nicht geſchloſſen war. Ich ging unwillkürlich auf das Haus zu. Unter dem offenen Fenſter konnte ich hören, daß im erſten Stockwerke geſprochen

Digitized by Google

wurde. Ich drückte das Ohr an die Wand und lauschte. Anfangs hörte ich nur halbverständliche Worte, die keinen Zusammenhang hatten; aber endlich verstand ich einen längeren Satz, den ich sogleich in mein Notizbuch schrieb, um ihn nicht zu vergessen. Hier ist er Wort für Wort: Er muß ein Ende machen! — er ist nur in dieser Absicht in dieses Städtchen gekommen — und überdies braucht er eine ziemlich beträchtliche Summe.«

»Er ist ein Räuber!« rufen gleichzeitig alle Damen, die dem Bedürfniß, ihre Gedanken auszusprechen, nicht widerstehen konnten.

»Alle Damen haben Strafe zu zahlen,« sagt Liroquet; »sie haben den Erzähler unterbrochen.«

»Erlauben Sie, Herr Liroquet,« entgegnet die Hausfrau, »es ist ein ganz anderer Fall: es handelt sich hier um eine wichtige Entdeckung, die unser Besitzthum nahe angeht. Das Wort, welches uns entschlüpfte, ist ganz natürlich.«

»Madame, Alles was entschlüpft, ist im Allgemeinen sehr natürlich; Sie haben nichtsdestoweniger die Verordnung übertreten — jede von Ihnen muß fünf Sous bezahlen.«

»Wir bezahlen nicht!«

»Nein, wir bezahlen nicht!«

»Wie Sie wollen; aber dann werde ich auch meine Strafe nicht bezahlen.«

»Aha! da wollten Sie hinaus!«

»Ihre Frau Cousine aus Paris möge entscheiden; sie ist die einzige Dame, die den Erzähler nicht unterbrochen hat. Sagen Sie, Madame habe ich Unrecht?«

Digitized by Google

»Mein Gott,« erwiedert Madame Valbrun; »ich eigne mich wohl nicht zur Schiedsrichterin. Wenn Sie aber meine Meinung wiſſen wollen, ſo finde ich, daß dieſe Damen aus den Worten, welche dieſer Herr gehört hat, etwas voreilig ſchließen, Herr Martin ſei ein Räuber.«

Alle Damen ſehen ſich an und ſcheinen es übel zu nehmen, daß die junge Witwe eine andere Meinung hat als ſie.

»Erlauben Sie, meine Damen,« entgegnet aber Monfignon, »ich habe nicht geſagt, daß der Mann ein Räuber ſei; ich habe nur erzählt, was ich gehört habe.«

»Es iſt gut Monfignon, es iſt eine Meinung, die ſich uns aufdrängt. Uebrigens weiß meine Couſine nicht, wer dieſer Mann iſt und wie er ſich aufgeführt hat, ſeitdem er in unſerem Orte iſt; wir werden nicht ſäumen, es ihr zu ſagen. — Jetzt haben Sie die Güte, in Ihrer intereſſanten Erzählung fortzufahren. Wir wollen unſere Regungen bekämpfen, wir wollen ſtumm ſein.«

»Ich hatte alſo jene Worte behalten und notirt. Ich lauſchte immer fort; aber die Stimmen, denn es waren deren zwei, ſchlugen einen leiſeren Ton an. Es ſchien mir ſogar, daß man ſehr leiſe flüſterte und ich ſchaute auf, denn ich dachte, man ſchließe das Fenſter; da bekomme ich auf einmal — den Inhalt eines Gefäßes in's Geſicht. Glücklicherweiſe war's nur Seifenwaſſer, ich überzeugte mich nachher davon — es duftete ſogar nach Roſen. Trotzdem rief ich laut und zornig: Sapperlot! nehmen Sie ſich doch in Acht! Sie hätten herunter rufen ſollen: Vorgeſehen! — Es antwortete mir eine Stimme in ziemlich ſchnippiſchem Tone: »Was machen Sie denn da ſo dicht an der Wand?«

Digitized by Google

— »Was ich mache? Ich gehe ſpazieren!« — »Wenn man ſpazieren geht, ſo drückt man ſich nicht an die Häuſer. Sie ſind ein —« Ich weiß nicht, wie er mich nannte. Ich hatte mich bereits zurückgezogen, weil ich fühlte, daß mir der Zorn aufſtieg; und wenn ich zornig werde, ſo kenne ich mich nicht mehr, ich laſſe mich leicht zu weit hinreißen. Ich wollte mich indeß nicht von dem Hauſe entfernen, ich wollte die Leute, die ich ſprechen gehört, auch gern ſehen. Ich dachte: »Es wird Jemand herauskommen; da man die Leute aber nicht kommen ſieht, ſo gehen ſie wahrſcheinlich aus der kleinen Gartenpforte, die auf's Feld führt, wo die Fliederbäume ſtehen. Dort muß ich mich alſo aufſtellen.« — Ich glaube, daß mein Schluß ſehr logiſch war. Ich verlaſſe meinen Platz, gehe an der Gartenmauer hin, biege um die Ecke und befinde mich zehn Schritte von der kleinen Pforte. Ich konnte aus- und eingehen ſehen, allein man hätte mich geſehen. Um nicht geſehen zu werden, kroch ich in ein Fliedergebüſch, in welchem unglücklicherweiſe wilde Roſen waren. Sie wiſſen, es gibt keine Roſen ohne Dornen, auch die wilden ſind nicht frei davon — oder richtiger geſagt, die wilden Roſen haben die meiſten Dornen. Ha! ha! ha!«

Das Männlein lacht ganz allein über dieſe für geiſtreich gehaltene Wendung und fährt fort:

»Trotz einiger Schrammen und Stiche, die ich mir im Gebüſch gemacht, war ich feſt entſchloſſen, meine Poſition nicht aufzugeben. Bald hörte ich ein fernes, immer näherkommendes Geräuſch. Ich lauſchte, und während das Geräuſch näher kam, verſtand ich deutlich die Worte: Quinte,

Digitized by Google

vierzehn und den Stich! Nicht wahr, Nachbar, das ist doch eine schöne Partie!«

Boulingrin bricht in ein homerisches Gelächter aus.

VI.

Martin und sein Esel.

Das Gelächter des Exnotars erregt den Unwillen der ganzen Gesellschaft, ausgenommen Madame Valbrun, die sich des Lachens nicht erwehren kann.

»Sie sind wirklich grausam, Herr Boulingrin!« sagt Madame Grospré. »Spielen Sie, weil es einmal Ihr Steckenpferd ist, aber hindern Sie uns nicht, Herrn Monfignon zuzuhören; Sie unterbrechen ihn gerade im interessantesten Moment. — Fahren Sie fort, Herr Monfignon. Sie waren im Gebüsch und wurden von Nesseln gestochen . . .«

»Und Sie hatten den Inhalt eines nächtlichen Geschirrs auf den Kopf erhalten,« setzt Dupétral lachend hinzu.

»Nein, erlauben Sie! Ich habe von dem Inhalte eines Geschirrs gesprochen; das Beiwort nächtlich ist Ihre Erfindung. Man muß einen Unterschied machen.«

»Halten Sie sich dabei nicht auf, lieber Poet, und fahren Sie in Ihrer Erzählung fort. Sie hörten ein fernes Geräusch?«

»Ja, Madame; bald kam das Geräusch näher und wurde furchtbar. Es war ein rasender Galopp.«

Digitized by Google

»Nicht möglich! Es wurde auf dem Feldwege Galopp getanzt?«

»Herr Dupétral, Sie werden auch unerträglich. Still!«

»Nein, meine Damen, es war kein Tanz, wie Herr Dupétral zu glauben scheint, es war keineswegs ein Ballgalopp, sondern der Galopp eines in rasender Eile heransprengenden Thieres. Ich glaubte eine Cavalcade auf den Fersen zu haben und ich bekam eine Gänsehaut in meinem Gebüsch. Endlich kam der Reiter heran, und ich erkannte . . . rathen Sie, wen? Herrn Martin auf einem Esel. Aber es war ein Esel so stark wie ein Maulthier. Die alte Grivois, die Kräutlerin, hat einen sehr hübschen Esel, der ihre Gemüse trägt, aber er ist nur ein Pudel gegen den Esel, den Herr Martin ritt.«

»Haha! Das ist komisch! Martin hat also jetzt einen Esel!«

»Eine sonderbare Idee! Was thut er damit?«

»Sollte er ein Müller sein?«

»Die Müller sind ja nicht die einzigen Leute, welche Esel halten.«

»Lassen Sie Herrn Monfignon weiter erzählen. — Was wurde aus Herrn Martin auf dem Esel?«

»Er hielt vor der kleinen Gartenpforte an, dann ließ er einen sehr lauten, schrillen Pfiff hören . . .«

»Wahrscheinlich der Räuberpfiff.«

»Auf dieses Zeichen, denn es mußte wohl ein Zeichen sein . . . wurde die Thür geöffnet und ich hörte lautes Gelächter. Der Reiter ritt auf seinem Esel in den Garten, man schloß die Thür wieder; das Gelächter ließ nach, und dann hörte ich gar nichts mehr. Ich entschloß mich nun,

Digitized by Google

das Gebüsch zu verlassen; ich war hocherfreut über meine Entdeckung und nahm mir vor, sie Ihnen mitzutheilen. Diesen Vorsatz habe ich soeben ausgeführt. Dixi!«

Und der kleine Mann wischt sich den Schweiß von der Stirn und schnaubt, als ob er sechs Treppen erstiegen hätte.

»In dieser ganzen Geschichte,« sagt Dupétral, der Poeten gerne widersprach, »beschränkt sich das Drollige auf einen Esel, der mit dem Müller nach Hause kommt.«

»Und Sie finden das nicht originell?«

»Nicht sehr.«

»Und die höchst sonderbaren Worte, die Herr Monfignon gehört hat!« entgegnet Madame Rifflard. »Und die am hellen Mittage hermetisch verschlossenen Fensterläden!«

»Ja ja,« setzt Madame Grospré hinzu, »alles dies ist höchst merkwürdig und beweist, daß man nicht sehen soll, was im Hause vorgeht. — Aber ich habe meiner Cousine versprochen, sie mit dem sonderbaren Menschen, der sich Martin nennt, bekannt zu machen. Ich will ihr sagen, was wir über ihn wissen. Denken Sie sich, liebes Kind, vor vier bis fünf Wochen erzählte der Krämer Girard unseren Dienstboten frohlockend, daß er endlich sein Spinathaus vermiethet habe. So nennt man das alleinstehende Haus, welches uns Herr Monfignon beschrieben hat, weil es fast ganz von Spinatfeldern umgeben ist. Mit Ausnahme des Feldes hinter dem Garten, wo die Fliederbüsche sind, wird überall Spinat gebaut. — Das Haus war seit mehr als Jahresfrist leer. Niemand wollte darin wohnen. Warum? Erstens weil es außerhalb der Stadt ist, und zweitens weil sich der letzte Bewohner erhängt

Digitized by Google

hat. Es war ein Engländer, der sich überall, wo er wohnte, zu erhängen pflegte . . .«

»Und er scheint nicht daran gestorben zu sein.«

»Nein, er nahm immer einen Strick, der riß. — Alle diese Einzelheiten sind durch seinen Diener bekannt geworden. Aber dieses Mal starb er wirklich, weil sein Diener, der sich über seinen mit halben Maßregeln tändelnden Herrn ärgerte, an die Stelle des Strickes, dessen sich Mylord gewöhnlich bediente, einen haltbaren Strick gelegt hatte. Der brave Mensch hatte die löbliche Absicht, seinen Herrn von der Manie des Erhängens zu heilen.«

»Und dieser kostbare Diener war vermuthlich im Testament seines Herrn bedacht worden!« sagt Postulant lächelnd.

»Ich weiß es nicht, aber es ist wahrscheinlich.«

»Herr Boulingrin, als vormaliger Notar, hätte Ihnen eine Bemerkung machen sollen . . .«

»Was für eine Bemerkung, Herr Postulant? . . . Ich habe sechs Karten . . .«

»Ich meine, daß es eine große Dummheit ist, sein Testament zu machen, man müßte denn durch verwickelte Verhältnisse dazu genöthigt sein. Es ist ein Mittel, sich erdolchen, vergiften oder ersäufen zu lassen.«

»Ach nein, Herr Postulant . . . und Quart von der Dame . . . ich kann nicht Ihrer Meinung sein.«

»Als Notar ist es wohl möglich, aber als Beobachter . . .«

»Sie machen sich eine zu schlechte Vorstellung von den Menschen . . . und drei As . . .«

Digitized by Google

»Die Menſchen ſind leider ſo, wie ich ſie mir vorſtelle.«

»Ein Apotheker,« meinte Dupétral, »kann die Menſchen nicht von der guten Seite ſehen.«

Dieſer etwas gewagte Scherz weckt den Unwillen der Hausfrau, die dem jungen Mairiebeamten einen ernſtverweiſenden Blick zuwirft und ſagt:

»Es ſcheint, daß man dieſen Abend Niemand erzählen laſſen will. — Kurz, meine liebe Couſine, der Krämer Girard hatte ſein Landhaus vollſtändig möblirt vermiethet . . .«

»Mit dem Stricke des Erhängten?«

»Wahrſcheinlich ſind einige Enden davon geblieben. Man fragte ihn natürlich, an wen; er antwortete, Herr Frémont habe das Landhaus für einen Freund in Paris gemiethet, der die Landluft genießen wolle. Der Krämer fragte nach dem Namen ſeines Miethsmannes und Herr Frémont ſagte, er heiße Martin. Es war eine etwas unbeſtimmte Antwort. Der Name Martin iſt ſo häufig; wir hatten in unſerer Stadt vier Einwohner dieſes Namens, und um ſie zu unterſcheiden, mußte man ihnen Spitznamen geben: wir hatten einen langen, einen rothhaarigen, einen ſtumpfnaſigen und einen ſäbelbeinigen Martin.«

»Und dazu noch andere, die ſchlechtweg Martin heißen!« ſetzt der Poet hinzu, der ſich ſelbſtgefällig auf ſeinem Seſſel wiegt.

»Die Kunde von dieſer Vermiethung verbreitete ſich ſchnell, und man ſah der Ankunft des Fremden mit Ungeduld entgegen. Man erwartete natürlich, daß er, der Sitte gemäß, bei allen Honoratioren der Stadt Beſuche machen

Digitized by Google

werde. Es vergingen acht Tage, man ſah Niemand kommen. — Eines Morgens begegnete mein Mann vor Girard's Laden einem höchſt ſonderbar ausſehenden Manne. Er trug einen Sackpaletot, ſehr weite Beinkleider, einen ſpitzen grauen Filzhut mit breitem Rande, wie die ſpaniſchen oder italieniſchen Banditen ... kurz, einen Hut, wie man ihn ſonſt gar nicht ſieht. Dieſen Hut trug er tief auf die Augen gedrückt, ſo daß man nur ſeine Naſenſpitze und ſeinen Vollbart bemerkte. Natürlich ſtutzte Grospré bei dem Anblicke dieſes Mannes ...«

»Und er hatte wohl Urſache!« ſetzte Madame Riffard hinzu. »Ein Mann, von dem man nur die Naſe ſieht, das iſt nicht genug.«

Grospré ging in den Laden und fragte den Krämer, ob er den ſo auffallend gekleideten Mann kenne. — »Ja wohl,« antwortete Girard, »es iſt Herr Martin, mein Miethsmann.« — »Der Fremde, der das Landhaus gemiethet hat?« — »Derſelbe.« — »Er iſt alſo angekommen? — »Er iſt ſeit ſieben Tagen hier und bewohnt das Haus.« — »Er kommt mir verdächtig vor; folgen Sie meinem Rath und laſſen Sie ſich vorausbezahlen.« — »Er hat voraus bezahlt,« erwiederte der Krämer; »er hat auf ſechs Monate gemiethet und ſogleich den Miethzins erlegt.« — »Und dann iſt Ihr Miethsmann ſehr unhöflich; er geht an mir vorüber und grüßt mich nicht!« — »Er kennt Sie ja nicht!« — »Das thut nichts, er hätte mich grüßen ſollen. Und wie Sie ſagen, iſt er ſchon ſieben Tage hier und macht keinen Beſuch, er iſt nirgends geweſen! Ich ſage Ihnen, er iſt ein Menſch, der nicht zu leben weiß, und die Ge-

Digitized by Google

bräuche der gebildeten Welt nicht kennt.« — »Nicht wahr, Grospré, das haſt Du dem Krämer Girard geſagt?«

Der emeritirte Herkules legt ſeine Karten auf den Tiſch und antwortet:

»Es iſt die Wahrheit. Du haſt Alles beinahe Wort für Wort wieder erzählt. Der Krämer Girard wußte mir nichts zu antworten nnd holte Pflaumen aus der Tonne für Madame Coquenard, deren Mann ſeit einiger Zeit dieſe leichtverdauliche Speiſe . . .«

»Ich habe ihr mein Elixir angeboten,« fällt ihm Poſtulant in's Wort, »aber ſie wollte es ihrem Manne nicht eingeben. Er wäre längſt curirt, wenn er auch nur eine Flaſche getrunken hätte.«

»Meine Tante hat zwei Flaſchen gegen den Schnupfen getrunken, und ſie ſpürt noch keine Beſſerung,« ſagt der ſchöne Sautrond.

»Entſchuldigen Sie, Herr Sautrond, Ihre Frau Tante befindet ſich beſſer; es hat ſich jetzt ein Auswurf eingeſtellt . . .«

»Herr Martin, der räthſelhafte Fremde, ſcheint in Vergeſſenheit zu kommen,« ſagt Madame Breillet.

»Sie haben Recht,« erwiedert die Hausfrau. »Es iſt die Schuld meines Mannes, der ſich immer von dem geraden Wege entfernt; es war gar nicht nothwendig, von Madame Coquenard und ihren Pflaumen zu ſprechen. — Dieſer Martin oder vielmehr dieſer unbekannte Fremdling war alſo angekommen. Die Kunde davon verbreitete ſich bald, und Jedermann war neugierig, den Mann zu ſehen, den ich Ihnen nach Grospré's Beſchreibung geſchildert habe.«

Digitized by Google

»Mich dünkt,« sagt Madame Valbrun, »um über diesen neuen Bewohner Ihres Städtchens etwas Näheres zu erfahren, brauchten Sie sich nur an Herrn Frémont zu wenden, der für ihn gemiethet hat und ihn also kennen muß.«

»Glauben Sie denn, liebe Cousine, daß mir dieser Gedanke nicht gekommen sei? Allerdings hat man sich bei Herrn Frémont erkundigt. Aber dieser ist ein Original, auf dessen Worte man sich nicht verlassen kann, weil er sich immer über die Leute lustig zu machen scheint. Er ist ein Pariser, der sich vor drei oder vier Jahren mit den Trümmern eines in Paris vergeudeten Vermögens hier niedergelassen hat. Er hat dort ein sardanapalisches Leben geführt, und endlich konnte er seine Operntänzerinnen nicht mehr füttern . . .«

»Seine Ratten!«

»Wer hat gesagt: seine Ratten?«

»Ich,« antwortet Dupétral, »weil man sich jetzt dieses Ausdrucks zu bedienen pflegt, wenn von diesen Choreographen die Rede ist.«

»Man ist fürwahr sehr artig in Paris!« sagt Mademoiselle Mignonnette: »Tänzerinnen nennt man Ratten! Mäuse möchte noch angehen, weil es muntere, lebhafte, flinke Thierchen sind; aber Ratten, Nagethiere! . . .«

»Eben deshalb hat man den Balletmädchen diesen Namen gegeben.«

»Genug, junger Herr! Sie vergessen, daß Sie mit einer Demoiselle sprechen. — Ich sagte also, daß Herr Frémont, der sein verschwenderisches Leben in Paris nicht

Digitized by Google

fortsetzen konnte, in unsere reizende Stadt, in unsern anmuthigen Ort gekommen ist.«

Madame Grospré betont diese letzten Worte und sieht die Gesellschaft mit einer Miene an, welche zu sagen scheint: Das gilt meiner Cousine, die unsern Ort immer ein Städtchen nennt! — Und die Gesellschaft gibt durch zustimmendes Lächeln zu verstehen: Sie machen's sehr gut, wir verstehen Sie!

»Ja, dieser Frémont hat gedacht: ich kann mein tolles Leben in Paris nicht mehr führen, ich will's in der Provinz fortsetzen; mit dem Rest meines Vermögens kann ich den Spießbürgern immer noch Sand in die Augen streuen! Denn es gibt Pariser, welche glauben, wir Leute in der Provinz wären dumm.«

»Das ist wahr, vollkommen wahr!« setzt Liroquet hinzu, »und doch sind wir's nicht.«

»O, es gibt schon einige, die es sind,« erwiedert Dupétral lachend.

»Nein, ich behaupte, daß wir in der Provinz alle geistreich sind; wir sind reich an Geist, da wir ihn nicht vergeuden, sondern hübsch für uns behalten.«

»Dann glaube ich, daß manche Leute zu sehr damit geizen, sie wollen für ihre alten Tage zu viel aufsparen.«

»Ja wohl, und deshalb hat Montaigne gesagt . . . ich glaube wohl, daß es Montaigne gesagt hat; ich weiß es nicht gewiß, aber das thut nichts. Die betreffende Stelle lautet: »Wie viele Leute kommen auf die Welt und verlassen sie wieder, ohne alle ihre Waaren ausgepackt zu haben!«

»Was soll das heißen?« sagt Grospré, seine Karten

Digitized by Google

niederlegend. »Was für Waaren kann man ſchon gekauft haben, wenn man auf die Welt kommt? Was Sie da ſagen, ſcheint mir Windbeutelei.«

»Der Herr Bauunternehmer ſcheint ziemlich ſchwach von Begriffen zu ſein,« ſagt Dupétral leiſe zu Sautrond, der in ſeiner Zerſtreuung antwortet:

»Es thut mir leid, daß man keine Strippen mehr trägt; die Hoſen würden hinabgezogen und viel beſſer ausſehen.«

»Lieber Grospré,« ſagte der Poet Monfignon etwas höhniſch; die Worte Montaigne's, ſind nur ſinnbildlich zu nehmen; unter Waaren verſteht er hier Talente. Fähigkeiten, Verſtand und Witz, womit ein Menſch bei ſeiner Geburt begabt ſein kann.«

»Nun, das laſſe ich gelten. — Ich habe fünf Karten und vierzehn Zehner ... Sie haben verloren, Boulingrin!«

»Dies erinnert mich an die Abenteuer eines mir bekannten Literaten,« fährt Monfignon fort. »Dieſe ſehr pikanten und merkwürdigen Abenteuer beweiſen, daß hienieden Alles auf Glück ankommt.«

»Was für Abenteuer, lieber Poet? Könnten Sie ſie uns nicht erzählen, wenn man Sie nämlich ohne Indiscretion darum erſuchen darf?« ſagt Madame Grospré.

»Es iſt durchaus keine Indiscretion, ſchöne Dame, aber ich glaube Ihnen die traurigen Erlebniſſe des armen Tartenpomme ſchon erzählt zu haben ...«

»Tartenpomme! es iſt das erſte Mal, daß ich dieſen Namen nennen höre, und er iſt gewiß ſo originell, daß man ſich desſelben erinnert, wenn man ihn einmal gehört hat.«

Digitized by Google

»Nun, so will ich Ihnen seine Abenteuer erzählen. Aber dies wird uns von unserem Gegenstande, von dem interessanten Martin entfernen.«

»Was liegt daran! Wir werden immer Zeit haben, darauf zurückzukommen. Ich liebe die Abwechslung in der Unterhaltung.«

»Sie wären keine Evastochter, wenn Sie die Abwechslung nicht liebten!«

»Ich versichere Sie, Herr Boulingrin, Sie haben zehn Points zu viel markirt.«

»Herr Grospré, ich habe ganz richtig markirt, ich weiß es gewiß. Glauben Sie etwa, ich wolle Sie betrügen?«

»Nein, Herr Boulingrin, ich weiß sehr gut, daß Sie dessen nicht fähig sind; aber man kann sich irren . . . man ist ja nicht untrüglich!«

»Errare humanum est!« *) sagt Monsignon.

Und Grospré, der kein Latein versteht, nickt ihm zu und sagt: »Wie Sie wünschen!« — Aber der Exnotar, der sich keinen Zweifel über das richtige Zählen seiner Points gefallen lassen will, erwiedert mit einiger Heftigkeit:

»Ich irre mich nie! ich habe meine Points ganz richtig gezählt.«

»Ei! meine Herren vom Piquet, wollen Sie gefälligst etwas weniger laut schreien oder lieber gar nicht schreien! Herr Monsignon schickt sich an, uns die Aben-

*) Irren ist menschlich.

Digitized by Google

teuer seines Freundes Tartenpomme zu erzählen, und Sie werden uns gefälligst erlauben, ihm zuzuhören.«

Diese Mahnung der Madame Rifflard bringt die Piquetspieler zum Schweigen, oder sie begnügen sich wenigstens ganz leise zu murren: »Ich weiß gewiß, daß er zehn Points zu viel gezählt hat!« — »Ich begreife nicht, wie man an meinen Points zweifeln kann — aber dieser Grospré beurtheilt Andere nach sich selbst! Wenn ich wegen dieser zehn Points verliere, so wird mir diese Partie schwer auf dem Herzen liegen.«

Der Poet Monfignon wartet, bis vollkommene Stille eingetreten ist. Dann schneuzt er sich, als ob er eine Trompete in der Nase hätte, und beginnt seine Erzählung.

VII.

Die Abenteuer Tartenpomme's.

»Sie müssen wissen, meine Damen und Herren, daß Tartenpomme, der Held meiner Erzählung, in der Pastetenstadt Chartres geboren ist. Er unterscheidet sich von Homer dadurch, daß ihm Niemand seine Vaterstadt streitig gemacht hat; denn Sie wissen, daß mehre Städte, unter anderen Smyrna, Rhodus, Kolophon, Salamis, Chio, Argos und Athen, die Ehre der Geburt des großen griechischen Dichters für sich in Anspruch genommen haben. Nun Tartenpomme war freilich kein Homer.

»Und gleichwohl sind die größten Männer des Alterthums nicht unbekrittelt geblieben. Man hat sich vermessen zu

Digitized by Google

behaupten, Homer habe dem Heſiod das Schönſte, Herrlichſte der Odyſſee und Ilias entlehnt.

»Caligula gab den Befehl, alle Werke dieſes großen Dichters zu vernichten, denn er habe eben ſo viel Macht als Plato, der ihn aus ſeiner Republik verbannt.

»Ich weiß nicht, ob es damals eine Cenſur gab, aber die Vermuthung liegt nahe, daß Caligula einer der erſten Cenſoren geweſen ſei. Der Kaiſer Claudius zeigte ſich auch als Feind Homer's, deſſen Verſe er nicht leiden konnte — vielleicht weil er ſie nicht verſtand. Und es ſoll wenig gefehlt haben, daß der Kaiſer Hadrian ausführte, was Caligula nicht vermocht hatte.

»Aber zu allen Zeiten ſehen wir, wie wenig die Menſchen dem Talente, dem Verdienſte und ſelbſt dem Genie Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Wurde doch Sophokles von ſeinen Kindern, die ihn für wahnſinnig ausgaben, vor Gericht geſtellt. Einige Kritiker haben den ſchwülſtigen Styl Pindar's, andere die Härte in der Ausdrucksweiſe des Aeſchylus und den Bau der Tragödien des Euripides getadelt. Was würden ſie jetzt ſagen, wenn ſie »Lazar, den Hirten« oder den »Glöckner von St. Paul« ſähen! Sie würden gar nichts davon verſtehen. Und merken Sie wohl, daß ich dies nicht ſage, um dieſe beiden Dramen von Bochardy zu bekritteln, ich liebe dieſe beiden Stücke mit den verwickelten, ineinandergreifenden Intriguen; ich ſage nur, daß Euripides aus dem »Hirten Lazar« nicht eine, ſondern mindeſtens zwölf Tragödien gemacht haben würde.«

»Er holt weit aus!« murrt der junge Sautrond, der ſeine Vatermörder zurechtzieht; »ich ſehe von ſeinem Tartenpomme noch keine Spur.«

Digitized by Google

»Sie können noch lange warten, Theuerſter,« antwortet Dupétral; »dieſer Schwätzer Monſignon, der immer gern mit ſeiner Gelehrſamkeit Parade macht, gefällt ſich in endloſen Abſchweifungen. — Sehen Sie auf die Uhr, ich wette ſechs Dutzend Auſtern, daß er in einer Stunde ſeine Geſchichte noch nicht beendet hat. Wenn man ihn um die Erzählung eines Abenteuers erſucht, ſo iſt es gerade als ob man Scheherezade anhörte, wenn ſie dem Sultan in »Tauſend und Eine Nacht« ein Märchen erzählt. Nun, halten Sie die Wette?«

»Nein, ich würde ſie wahrſcheinlich verlieren, denn ich ſehe, daß er immer weiter ausholt.«

Monſignon fährt wirklich mit immer größerer Lebhaftigkeit fort:

»Ja, meine Damen, ja, meine Herren, das Genie iſt oft der Gegenſtand falſcher und boshafter Kritiken geweſen. — Ich beziehe dies nicht auf mich, denn da ich mein Charakter-Luſtſpiel noch nicht beendet habe, ſo bin ich noch nicht vor das Publicum getreten; aber ich bin darauf gefaßt, daß die Ariſtarchen jeder Farbe, die nicht einmal im Stande wären, eine Scene zu ſchreiben, über mich herfallen werden. Sie ziehen in den Staub den Vermeſſenen, der ein Stück ſchreibt, ohne ſie um Erlaubniß zu fragen. Ich werde jeden Tadel ertragen, ohne zu wanken, ohne mich zu beklagen, denn ich werde zu mir ſelbſt ſagen: Warum ſollte ich denn gegen die Spöttereien dieſer Herren geſchützt ſein? Sokrates wurde von Cicero ein Wucherer und von Athenäus ein Ignorant genannt. Plato hatte manchen herben Tadel zu ertragen: Theopomp wirft ihm Lügen, Suidas Geiz, Porphyr Unmäßigkeit, Aulus Gellius Die-

Digitized by Google

berei, Ariſtophanes Gottloſigkeit vor, und Andere beſchuldigen ihn eines gewiſſen Laſters, das ich nicht nennen mag. Ariſtoteles, der mehr als vierhundert Bände geſchrieben hat, und von Alexander achthuudert Talente erhielt ...

„Sie werden mich vielleicht fragen, wie viel ein Talent galt? Ich antworte Ihnen, daß das attiſche Talent fünfhundert Mark Silber ſchwer war, und das macht ... ich erinnere mich für den Augenblick nicht, aber wir werden darauf zurückkommen. Ich wollte nur ſagen, daß Ariſtoteles ebenſowenig wie Andere verſchont geblieben iſt.

„Plinius behauptet, Virgil beſitze keine große Erfindungsgabe, und Caligula erklärte, er ſei nicht geiſtreich. Ich mache Ihnen beiläufig bemerklich, daß dieſer Herr Caligula den Schriftſtellern gar nicht gewogen war. Herennius hat dem Virgil auch viele Fehler vorgeworfen. Perilius Fauſtinus ſagte, ſeine Aeneïs ſei ein ganz gemeines Machwerk. Die Aeneïs ein gemeines Machwerk! Meine Damen, wenn ich Zeit hätte, würde ich Ihnen einige Verſe daraus herſagen. Es würde Ihnen freilich wenig Unterhaltung bereiten, da Sie kein Latein verſtehen. Sobald es meine Zeit erlaubt, werde ich eine freie Ueberſetzung machen.

„Horaz tadelt die ſchlechten Witze des Plautus ziemlich derb. Quintilian und Martial behaupten, Lucian ſei eher unter die Redner als unter die Dichter zu zählen. Man hat dem Titus Livius ſeine Abneigung gegen die Gallier vorgeworfen. Den Dio Caſſius hat man getadelt, weil er ein Feind der Republik war. Dem Vellejus Paterculus hat man ſeine ſchmähliche Nachſicht mit den Laſtern des Tiberius zum Vorwurf gemacht. Dem Herodot

Digitized by Google

und Plutarch hat man ihre leidenschaftliche Vorliebe für ihr Vaterland sehr übelgenommen. Demosthenes endlich, den Cicero selbst den berühmtesten, den größten Redner nennt, hat nach Hermippas viel mehr Kunst als Naturwahrheit. Seine Reden schienen zu studirt und seine Sprache war, wie Aeschines behauptet, nicht immer rein.«

Hier schweigt Monfignon, um Athem zu schöpfen, und Madame de Beaurivage neigt sich zu Madame Postulant, und in der Meinung, sie spreche ganz leise, schreit sie ihr in's Ohr:

„Spricht er immer noch von Martin's Esel?«

Diese Frage, welche von der ganzen Gesellschaft gehört wird, erregt ein allgemeines Gelächter.

VIII.

Wo sich Monfignon mit Postulant zankt.

„Nein, Madame,« antwortet die Apothekersfrau der tauben Dame. »Nein, wir sind schon lange weit entfernt von Herrn Martin, der nach meiner Meinung ein weit interessanterer Gesprächsstoff war, als alle Poeten aus vergangenen Zeiten, die wir durchaus bewundern sollen und die vielleicht nicht einmal im Stande gewesen wären, sich ein Klystier zu bereiten. Finden Sie das nicht richtig?«

»O ja, ich esse auch gern Rettig, aber ich bekomme Aufstoßen darnach, ich verdaue ihn nicht gut.«

Madame Postulant wendet sich ab und hält es nicht für nothwendig, das Gespräch mit der tauben Dame fortzusetzen.

Da der Redner Monfignon sich noch immer den

Digitized by Google

Schweiß von der Stirne wischt, so benützt Madame Grospré die Pause, um ihn mit honigsüßer Stimme und zugespitztem Munde zu sagen:

»Entschuldigen Sie, lieber Poet, Sie sagen uns da Dinge, die allerdings sehr interessant, wenn auch etwas zu gelehrt für uns sind; aber Sie wollten uns die Abenteuer eines gewissen Tartenpomme erzählen, der vermuthlich nicht zu Homer's oder Virgil's Zeiten gelebt hat, sonst würden Sie ihn nicht gekannt haben ... und bis jetzt geht es uns wie der Schwester Anna mit dem Blaubart, wir sehen noch nichts kommen, was auf Ihren Helden Bezug hat.«

Monsignon nimmt mit einer gewissen Grazie seine Prise und antwortet lächelnd:

»Ja, so sind die Frauen — immer ungeduldig, immer nach dem Ziele strebend! Und wenn sie das Ziel erreicht haben, sind sie auch nicht zufrieden und halten keine Ruhe. — Quid femina possit! — entschuldigen Sie, ich vergesse immer, daß Sie kein Latein verstehen. Aber Herr Postulant kann's Ihnen übersetzen. — Ja, meine Damen, ich will Ihnen die Abenteuer des armen Tartenpomme erzählen; aber man macht sich nicht auf den Weg, ohne zu flankiren und sich ein wenig umzusehen. Ich gestehe, daß ich als Knabe nicht gerade die Schule schwänzte, aber doch gern den längsten Weg nahm. Zuweilen nahm ich sogar einen Weg, der mich nicht zur Schule, sondern in entgegengesetzter Richtung führte. Aber ich flanirte nicht ohne Nutzen, ich beobachtete alles Merkwürdige und Sehenswerthe; für einen Beobachter gibt's immer was zu sehen, zu studieren, und da, wo der gleichgiltige oder stumpfsinnige Mensch vorübergeht, ohne stillzustehen, sieht der Beobachter eine

Digitized by Google

für die Wissenschaft, für die Gesundheitspflege, für den Geist oder auch für die bloße Neugierde zu machende Entdeckung.

»Dabei fällt mir eine scheinbar sehr einfache Thatsache ein, die aber zu einer Entdeckung geführt, aus welcher ich für mein ganzes Leben großen Nutzen gezogen habe. Ich war zwölf, höchstens dreizehn Jahre alt. Ich hatte eben einen Preis im Latein und zwei in Gedächtnißübungen erhalten. Meine Eltern, die mit meinen Fortschritten ungemein zufrieden waren, hatten mich gehätschelt und mir erlaubt, mit einigen Schulcameraden zu einem ländlichen Fest in der Nähe unseres Wohnorts zu gehen. Man hat immer Unrecht, den Kindern zu viel Freiheit zu geben, denn es ist selten, daß sie dieselbe nicht mißbrauchen. Ich sage das, und gleichwohl bin ich ein eifriger Freund der Freiheit. — O Gott! die Freiheit ist so schön! Leider versteht sie Jedermann in seiner Weise und alle Freiheitsprediger pflegen sich am Ende unter einander zu prügeln und zu morden, weil Jedermann die Freiheit haben will, zu thun und zu nehmen, was ihm gefällt. Und was gefällt ihnen? Immer die ersten Plätze und die besten Bissen.

»Zum Beispiel gestehe ich Ihnen, daß mich keineswegs nach jener Freiheit gelüsten würde, die sich Frankreich in den Jahren zweiundneunzig und dreiundneunzig zu geben glaubte, und die nur eine wahre Tyrannei war. Wenn man überall an allen Wänden las: »Freiheit, Brüderlichkeit oder Tod!« so mußte jene Freiheit wohl nicht sehr heiter und tanzlustig machen. Der Tod war damals an der Tagesordnung, man konnte sich seiner nicht erwehren, wenn man ihn auch nicht leiden konnte. Da war vor dem

Digitized by Google

Laden eines Barbiers zu lesen: »Hier rasirt man in aller Freiheit, oder der Tod!« Ein Krämer ließ über seine Thür einen Ladenburschen malen, der Schweizerkäse abwog, und hinter ihm den Tod, der ihm auf die Finger schaute, ob er nicht am Gewicht betrog.

»Ein Speisewirth, der die Mode mitmachen und die Sansculottes anlocken wollte, setzte auf seine Speisekarte: »Fleischsuppe oder der Tod; Rindfleisch mit Kohl oder der Tod; Hühnerfricassée oder der Tod« und so fort. Dieser angenehme Zusatz begleitete alle Speisen. Einige brave Leute aus der Provinz, die in das Gasthaus gingen, fingen bitterlich an zu weinen, als sie die Speisekarte lasen, und sagten zu dem Kelluer: »Citoyen Garçon, wir wollen von Allem essen, wir versprechen es, wenn wir uns auch den Magen verderben; aber um Gottes willen geben Sie uns nur nicht den Tod!«

»Sapperlot! es ist gut, daß ich nicht gewettet habe!« sagt der junge schöne Sautrond zu seinem Nachbar Dupétral. »Sie haben Recht, es sind zwar keine arabischen Märchen, aber es spinnt sich aus wie in »Tausend und Eine Nacht«.

»Mich langweilt es nicht; ich bin neugierig, wie die Schreckensherrschaft in Frankreich uns zu den Abenteuern Tartenpomme's führen wird.«

Postulant scheint nicht derselben Meinung zu sein wie Dupétral, sondern zu finden, daß Monfignon sein Gedächtniß und seine Sprachgewandtheit mißbrauche. Er ruft ihm zu:

»Herr Nachbar, Sie scheinen sich immer mehr von Ihrem Gegenstande zu entfernen. Haben Sie das Wort genommen, um von der Schreckenszeit zu sprechen? Nun,

Digitized by Google

dann sprechen Sie davon; ich weiß, daß es sehr merkwürdige Anecdoten aus jener Zeit zu erzählen gibt. Aber wenn Sie uns die Abenteuer Ihres Zeitgenossen Tartenpomme erzählen wollen, so bleiben Sie bei der Sache. Ich sage Ihnen wie Prudhomme in der »Famille improvisée, wo Henri Monier so drollig ist: »Wollen Sie von Jagincourt sprechen? dann sprechen Sie von ihm; aber wir wollen uns entschließen, was für einen Gegenstand wir besprechen.« — Der Henri Monier hat Geist und Witz. Und was für ein Talent als Charakterzeichner, als Caricaturist! — Man muß ihn in Gesellschaft hören, wenn er die Scene des in der Nacht mit dem Postwagen ankommenden Herrn spielt. Es ist natürlich in der Zeit, wo es noch Postwagen gab. Es ist zum Todtlachen! Ich habe ihn einmal in Paris bei einem Schriftsteller gehört; welch' einen genußreichen Abend habe ich da gehabt! Ich sprach viel mit ihm. Wenn er durch unsere Stadt reiste, so würde ich ihn bei Ihnen einführen, meine Damen, und ich weiß, daß Sie mir dafür danken würden.«

Monsignon wird unwillig, daß ihm der Apotheker so lange in's Wort fällt; er erwiedert:

»Ich kenne Henri Monier sehr wenig; ich habe von ihm gehört. Ein Vetter von mir wollte ihn im Odéon in »Monsieur Prudhomme« sehen; zum Unglück hatte er vor dem Eintritt den Theaterzettel nicht beachtet; man hatte im Laufe des Tages eine andere Vorstellung angekündigt und statt des »Monsieur Prudhomme« sah er »Andromache«. Näher kenne ich Henri Monier nicht.«

»Sagen Sie doch lieber, das Sie ihn gar nicht kennen. Ich

Digitized by Google

will lieber Henri Monier kennen, als wissen, wie Caligula mit Homer und Virgil umgegangen ist. So denke ich.«

»Es scheint mir, Herr Postulant, daß Sie einen Stein in meinen Garten werfen. Haben Sie etwa die Absicht, mich zu kränken?«

»O nein, ich sage Ihnen nur meine Meinung; wenn Sie anders denken, so ist es mir sehr gleichgiltig, ich werde deshalb meine Meinung nicht ändern.«

»Es liegt mir gar nichts daran, ob Ihre Ansicht von der meinigen verschieden ist oder nicht. Alles, was sich auf Wissenschaft und Gelehrsamkeit bezieht, langweilt Sie und ich finde es ganz begreiflich; man findet nur an Dingen Gefallen, die man versteht. Vormals mußten die Apotheker — denn Pharmaceuten und Apotheker sind gleichbedeutend, man hat die Namen geändert, aber der Stand ist im statu quo geblieben, — vormals, sage ich, mußten die Apotheker gute Studien machen, Latein und sogar Griechisch lernen; kurz, sie mußten die Humaniora absolviren. Heutzutage ist es ganz anders, man ist bei weitem nicht mehr so streng; ich kenne einen, der emeticum immer mit h schreibt.«

»Herr Monsignon, Sie insultiren die Genossenschaft der Pharmaceuten, das kann ich nicht dulden!«

»Herr Postulant, warum insultiren Sie die Gelehrten? Warum stellen Sie Henri Monier über Caligula?«

»Weil es mir so gefällt. Bin ich denn nicht Herr meiner Meinungen? Warum stecken Sie Ihre Nase hinein?«

»O, ich weiß wohl, wohin Sie Ihre Nase stecken!«

»Wie! Sie zanken sich, meine Herren!« eifert Madame Grospré. »Was soll das bedeuten? Freunde, Nachbarn, Männer, die sich gegenseitig achten und lieben! Denn

Digitized by Google

ich bin überzeugt, daß Sie einander im Grunde recht gut sind.«

»Dann ist's wirklich sehr tief im Grunde!« erwiedert Postulant.

»Pfui! meine Herren, es nicht recht, die vollkommene Harmonie, welche immer in unseren Gesellschaften herrscht, zu stören; aber ich glaube, daß es Ihnen schon leid ist.«

»Sie haben Recht, Madame,« sagt der kleine Poet; »ich hatte Unrecht, die Aeußerungen des Herrn Postulant übelzunehmen, es war nicht der Mühe werth.«

»Der Friede ist also wieder hergestellt und jetzt kann Herr Monfignon den Faden seiner Erzählung wieder aufnehmen.«

»Was für einen Faden!« lacht Dupétral; »es ist ein dickes Gebinde, ein gewaltiger abzuwickelnder Knäuel!«

IX.

Weg mit dem Latein!

Ich sagte Ihnen also — wo war ich denn stehen geblieben?« beginnt Monfignon.

»Sie erzählten von braven Leuten aus der Provinz, die unter der Freiheitsherrschaft gezwungen zu sein glaubten, die ganze Speisekarte durchzukosten, um nicht den Tod erleiden zu müssen.«

»Sonderbar! Wie war ich denn dahingekommen? — Ah! jetzt erinnere ich mich; meine Eltern hatten mir erlaubt, mit einigen Schulcameraden ein ländliches Fest zu

Digitized by Google

beſuchen. Ich mißbrauchte die mir octroyirte Freiheit und kaufte für mehr als fünf Francs Lebkuchen, mit denen ich meine Freunde tractirte; ich ſelbſt verzehrte freilich einen guten Theil davon. Ich verzehrte eine ſolche Maſſe harter Pfefferkuchen und lebzeltener Reiter, daß ich unangenehme Folgen davon verſpürte. Ich mied das luſtige Drängen und Treiben, das mir anfangs ſo viel Vergnügen gemacht hatte, und ſuchte die Einſamkeit, die entlegenſten Plätze. Das ländliche Feſt lockte zu Tanz und Luſt; aber was ich empfand, machte mir die Theilnahme an allen Freuden unmöglich. Kurz, ich kam in einem kläglichen Zuſtande nach Hauſe.«

»Fürwahr, eine intereſſante Geſchichte!« flüſtert der Apotheker ſeinem Nachbar Liroquet zu, während Madame de Beaurivage, die ſich das Anſehen geben will, als hätte ſie verſtanden, dem Erzähler zuruft:

»O, ich verſtehe. Ja, ja, das kommt oft vor; mir iſt's auch ſo gegangen an meinem Hochzeitstage, und der ſelige Beaurivage war entzückt darüber. Er ſchloß mich in ſeine Arme und ſagte zu mir: »Erröthe nicht über deine Weichheit, mein Engel; ſie macht mich zum glücklichſten Manne!«

»Was meinte er denn mit Ihrer Weichheit, Madame?« ſchreit ihr Dupétral ins Ohr.

»Was ſonſt, als das Geſtändniß meiner Liebe! — Als ich von der Mairie gekommen war, hatte ich in meiner kindiſchen Freude gerufen: »Es iſt doch recht unterhaltend, zu heiraten!« Ich war noch ſo kindiſch, ſo unſchuldig! . . . Es iſt freilich ſchon lange her.«

»Dieſer Zuſatz war überflüſſig,« ſagt Breillet.

Digitized by Google

»Ich war also in einem sehr fatalen Zustande, der ziemlich lange dauerte,« fährt Monfignon fort; »ich war blaß, mager, kränklich geworden. Hätten Sie mich damals gesehen, so würde ich einen peinlichen Eindruck auf Sie gemacht haben.«

»Diesen Eindruck macht er in diesem Augenblicke auf mich!« murrt der Apotheker; »denn er faselt schrecklich, und ich bezweifle, daß er jemals mit seiner Geschichte zu Ende kommen wird.«

»Aber ich war, wie ich schon die Ehre hatte zu sagen, ein sehr feiner Beobachter; ich wollte Alles sehen, meine Wißbegierde hatte keine Grenzen. Es gibt Leute, welche durchaus keine Wißbegierde besitzen; sie sind zu bedauern, man muß sie in ihrer Unwissenheit lassen.«

»Beati pauperes spiritu! quoniam ipsorum est regnum coelorum! *) erwiedert der Apotheker, der gern zeigen will, daß er auch Latein versteht.

»Ja, ich weiß es wohl,« antwortet Monfignon; »aber das ist mir gleichgiltig, ich will hienieden lieber geistreich sein. Und wer hat gesagt: »Glücklich sind die Armen an Geist!« wahrscheinlich Einer, dem es selbst daran fehlte.«

»Der heil. Augustin hat's gesagt.«

»Ich glaube, daß Sie sich irren.«

»Warum soll ich mich denn irren?«

»Weil Sie in einer Täuschung befangen sind.«

---

*) Glücklich sind die Armen an Geist, denn ihrer ist das Himmelreich.

Digitized by Google

»Plus negare potest asinus quam probare philosophus.« *)

»Was wollen Sie damit sagen, Herr Postulant? Sie wollen mich wohl gar mit einem Esel vergleichen?«

»O, jetzt gerathen Sie in Zorn, weil ich Ihnen lateinische Brocken zuwerfe. — Diese Gemüthsbewegung hätten Sie sich ersparen können. Sie behaupten, die Pharmaceüten wären Ignoranten! Man wird Ihnen das Gegentheil beweisen. Vita brevis, ars longa, occasio praeceps, experientia fallax, judicium difficile. Dies ist von Hippokrates . . . Sie sind in die Enge getrieben!«

»Sagen Sie nur, Herr Postulant, daß Sie mich hindern wollen, in meiner Erzählung fortzufahren. Das ist besser, denn Sie fallen mir jeden Augenblick ins Wort.«

»Meine Herren, wollen Sie schon wieder anfangen?« mahnt die stolze Phöbe, sich halb von ihrem Sessel erhebend. »Und noch dazu im Latein! . . . Aufrichtig gesagt, es ist nicht galant, jeden Augenblick Latein in Ihre Worte einzuflechten; Sie wissen doch, daß es die Damen nicht verstehen. Ein- für allemal, meine Herren, ersuchen wir Sie, diese todte Sprache aus Ihrem Gespräche wegzulassen. Wir wollen den Ersten, der unser Verbot übertritt, in Strafe, und zwar in strenge Strafe nehmen. Sind Sie damit einverstanden, meine Damen?«

»Ja, ja! kein Latein mehr! Jedes lateinische Wort soll Strafe zahlen!« antworten die Damen einstimmig mit hocherhobenen Händen. Und Madame de Beaurivage, die es den andern gleichthun will, obgleich sie die Bedeutung

*) Der Esel kann mehr verneinen, als der Philosoph beweisen.

Digitized by Google

dieſer Demonſtration nicht kennt, hebt auch die Hand empor, ſchwenkt ihr Schnupftuch und ruft:

»Ja, ja, die Eiſenbahnen ſollen leben! Das war immer meine Meinung. Man kann mit Ludwig XIV. ſagen: »Es gibt keine Pyrenäen mehr.«

X.

Die Hagebutten.

Monſignon läßt die Wirkung, welche die Herzensergießungen der Madame de Beaurivage immer hervorbringen, vorübergehen, und als die Geſellſchaft aufgehört hat zu lachen, nimmt er wieder das Wort:

»Ich war alſo unpäßlich, ich war krank und wußte nicht, wie ich meinen normalen Geſundheitszuſtand wieder finden ſollte. Da ſah ich eines Tages, als ich auf dem Felde ſpazieren ging, einen kleinen Knaben Hagebutten pflücken. Sie kennen doch die kleinen rothen Früchte, die, nachdem die wilden Roſen abgeblüht ſind, an den Büſchen zurückbleiben. — Da der Junge dieſe Hagebutten mit großem Wohlbehagen zu eſſen ſchien, ſo bekam ich auch Luſt, davon zu koſten, und ich aß eine Handvoll. Denken Sie ſich mein Erſtaunen, meine Freude, mein Glück, als ich in Folge dieſer Näſcherei bemerkte, daß ich nicht mehr . . . kurz, daß ich nicht mehr krank war. Seit jener Zeit habe ich immer einen Vorrath dieſer kleinen Früchte gehabt; ſie laſſen ſich ſehr gut aufbewahren. Wenn ich Beſchwerden fühle, verſchlucke ich vier oder fünf Hagebutten und bin curirt.«

Digitized by Google

»Und um da hinaus zu kommen, langweilt er uns seit einer Stunde!« eifert Madame Postulant »Wahrhaftig, Herr Monfignon macht sich über uns lustig. Er hätte nur das Elixir meines Mannes nehmen dürfen, das wäre besser gewesen, als alle Hagebutten und alle adstringirenden Mittel des Pflanzenreichs.«

»Aber, Madame,« entgegnete Phöbe, »Herr Monfignon war damals noch ein Knabe und wahrscheinlich hatte Ihr Herr Gemal sein wunderbares Elixir noch nicht erfunden.«

»O ich,« sagt die Viermännerwitwe, »wenn ich mich in der Lage unseres lieben Poeten befinde, so esse ich Mispeln und diese haben bei mir ganz dieselbe Wirkung wie die Hagebutten.«

»Ich verlange Tartenpomme oder mein Geld!« ruft Dupétral lachend.

»Jetzt fange ich an ... und werde bei der Sache bleiben,« antwortet Monfignon und wirft dem Apotheker, der auf seinem Sessel einzuschlafen scheint, einen grimmigen Blick zu. »Ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben, daß mein Held aus Chartres gebürtig war. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß Chartres vor der christlichen Zeitrechnung die Stadt der Carnuten war und daß ihr Cäsar den Namen Autricum gab, den sie bis zum vierten Jahrhundert führte; später hatte sie eigene Grafen, welche Grafen von Champagne wurden; später ...«

»Genug! Genug! Wenn Sie es uns nicht zu sagen brauchen, warum sagen Sie es denn?« eifert Dupétral.

Monfignon unterdrückt einen Seufzer und sagt zu

Digitized by Google

ſich: »Man kann ebenſogut einen Neger weiß waſchen, als Dummköpfen Liebe zur Wiſſenſchaft einflößen!«

Dann fährt er laut fort:

»Der Vater Tartenpomme's war Kuchenbäcker und hieß Beuglant . . .«

»Dann iſt alſo Tartenpomme ein Taufname?« ſagt Liroquet. »Das wundert mich, ich habe ihn nie im Kalender geſehen.«

»Nein, der Vorname Tartenpomme findet ſich nicht im Kalender, aber wenn Sie mich nicht ſchon wieder unterbrochen hätten, würden Sie erfahren haben, daß es nur ein Spitzname war, den der angehende Kuchenbäcker erhielt, weil er für Aepfelkuchen ſchwärmte. Sobald ſein Vater dieſes Backwerk aus dem Ofen zog, fiel der Junge darüber her, es war unmöglich, etwas davon im Laden zu behalten; Beuglant's hoffnungsvolles Söhnlein machte es ſofort unſichtbar. Daher kamen die Eltern und Gevattern auf den Gedanken, den kleinen Näſcher Tartenpomme zu nennen. Sein wirklicher Taufname, glaube ich, war Nicolaus.

»Es war zu vermuthen, daß der kleine Tartenpomme mit ſeiner großen Vorliebe für dieſes Backwerk viel Gefallen an dem Gewerbe ſeines Vaters finden und ein ausgezeichneter Pâtiſſier werden müſſe. Dies war aber keineswegs der Fall; der Sohn Beuglant's ſchwärmte für Backwerk, um es zu eſſen, aber machen wollte er es nicht. Er fühlte in ſich den Beruf zu ſchreiben, Theaterſtücke zu machen, kurz, ein Schriftſteller zu werden. Wenn ſein Vater unwillig wurde und ihn antrieb, den Teig für ſeine Paſteten umzurühren, ſo antwortete Tartenpomme: »Mit Theaterſtücken kann man weit mehr Geld verdienen.«

Digitized by Google

Und zum Beweiſe ſeiner Behauptung nannte er die Stücke dieſes oder jenes angehenden Autors und ſetzte hinzu: »Meiſter André, der Perrückenmacher, hat eine Tragödie geſchrieben, warum ſollte ich denn nicht tauglich ſein, ein Drama zu ſchreiben?«

»Papa Beuglant, der gar nicht dumm war (ich habe ſehr geſcheidte Kuchenbäcker gekannt), antwortete ſeinem Söhnlein: »Ja, Meiſter André, der Perrückenmacher, hat eine Tragödie geſchrieben, und er hatte ſogar die Keckheit, ſie Herrn von Voltaire zuzuſenden und ihn lieber College zu nennen; aber Herr von Voltaire ſchrieb ihm einen Brief zurück, der auf zwei Seiten nur die drei Worte enthielt: »Machen Sie Perrücken, machen Sie Perrücken,« und immer ... »machen Sie Perrücken.« — »Ich weiß es wohl, Papa,« erwiederte Tartenpomme, »und als Meiſter André dieſe Antwort las, ſagte er: »Man merkt, daß Herr von Voltaire alt wird; man ſehe nur, wie er ſich wiederholt!« Ich will keine Tragödien ſchreiben, ich weiß, daß dieſes Genre von Theaterſtücken aus der Mode gekommen iſt. Ich will Dramen ſchreiben.« — »Backe Kuchen und Butterſtollen, das iſt beſſer und Du weißt gewiß, daß Du die Waare abſetzeſt.« — »Mit Kuchenbacken werde ich nicht reich.« — »Warum nicht? Ich könnte Dir mehrere Kuchenbäcker nennen, die ihr Geſchäft zu fabelhaften Preiſen verkauft haben. Wenn Du die Butterſtollen vorziehſt, ſo backe kleine Butterſtollen zu einem Sou. Alle dieſe Artikel gehen ab wie Brot, beſſer als Brot und ſie erfordern keine großen Betriebskoſten.«

»Aber der junge Beuglant wollte weder Kuchen noch Butterſtollen backen, und er behauptete ...«

Digitized by Google

»Wie, Herr Grospré, Sie nehmen Coeur?«

»Allerdings, ich nehme Ihren Buben mit meiner Dame, es ist ganz einfach.«

»Es wäre wirklich ganz einfach, wenn Sie nicht die Farbe verläugnet hätten, als ich soeben Coeur ausspielte.«

»Ich habe die Farbe nicht verläugnet, ich habe Coeur zugegeben, Herr Boulingrin.«

»Sie haben auf das Aß allerdings zugegeben, aber nicht auf den König.«

»Doch, ich habe immer Coeur bedient.«

»Nein; Sie konnten auch nicht die Dame dreimal besetzt haben, denn ich habe sechs Coeurs.«

»Fünf . . . Sie haben fünf gezählt.«

»Weil ich eine Karte abgelegt habe.«

»So! Das ist etwas Anderes.«

»Ich will in meine abgelegten Karten sehen . . .«

»Es ist nicht nöthig, wir können ja die Partie für ungiltig erklären.«

»Wie! die Partie für ungiltig erklären, da ich gewonnen habe? Sie sind sehr schlau!«

»Still, meine Herren Piquetspieler!« ruft Madame Grospré; »oder wir müssen Sie ersuchen, in einem andern Zimmer zu spielen; denn bei Ihrem ewigen Gezänk ist's nicht möglich, Herrn Monsignon zu verstehen.«

»Mein Gegner hat Coeur nicht bedient und nun sticht er mit seiner Dame . . .«

»Genug! kein Wort mehr! Wir erklären aus eigener Machtvollkommenheit die Partie für ungiltig.«

»Aber, Madame . . .«

»Lieber Monsignon, entschuldigen Sie diese ver-

Digitized by Google

wünschten Spieler und fahren Sie in Ihrer interessanten Erzählung fort. Sie waren bei den kleinen Butterstollen zu einem Sou stehen geblieben.«

»Er sollte nur sofort zu den großen Kuchen übergehen und ein Ende machen!« murrt Postulant.

XI.

Der Titel eines Stückes.

»Papa Beuglant widerstand den dringenden Bitten Tartenpomme's, er wollte nicht glauben, daß ein Schriftsteller oder Literat reich werden könne, und er hätte sein Söhnlein durch viele Beispiele widerlegen können. Er führte diese Beispiele aber nicht an, weil er sie nicht kannte, sonst würde er gesagt haben: Mein Sohn, das Verdienst findet sehr selten klingenden Lohn. Der arme blinde Homer sagte auf Straßen und öffentlichen Plätzen seine Verse her, um seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Plautus, der heitere, originelle Lustspieldichter, mußte, um sein Brod zu verdienen, einen Mühlstein drehen. Xylander verkaufte für einen Teller Suppe seine Anmerkungen zu Dio Cassius. Aldus Manucci war so dürftig, daß er sich zahlungsunfähig machte, weil er nur die zum Transport seiner Bücher und Manuscripte von Venedig nach Rom nothwendige Summe geborgt hatte.

»Jean Bodin, Sigmund Gelenius, Lelio Giraldi und sehr viele andere Gelehrte sind in Dürftigkeit gestorben. Agrippa starb im Hospital, und man glaubt, daß Michel

Digitized by Google

Cervantes, der unsterbliche Verfasser des Don Quichote, dieses bewunderten und in alle Sprachen übersetzten Meisterwerkes, in Noth und Elend gestorben sei; Paolo Burgheſe, ein italienischer Dichter, der auch ein »befreites Jerusalem« geschrieben, konnte vierzehn Gewerbe und darbte. Tasso war so arm, daß er einst einen Thaler borgte und damit eine ganze Woche lebte. In einem hübschen Sonett bat er seine Katze, ihm in der Nacht das Licht ihrer Augen zu leihen; er sagte:

»Non avendo candele per iscrivere i suoi versi!« *)

»O meine Damen! Ich sehe Sie schon im Begriffe, mich mit Ihren Vorwürfen zu überhäufen und mir eine Geldbuße aufzulegen. Aber Sie haben nicht das Recht dazu, das ist kein Latein, sondern Italienisch. Diese weiche, liebliche Sprache, mit der man so gut die Liebe ausdrückt — die Sprache der Liebenden und der Virtuosen, denn sie schmiegt sich auch der Musik an, und manche Sängerin wirft Ihnen in einer Opera buffa ein H oder C zu, die es gewiß nicht im Stande wäre, wenn sie dasselbe Stück französisch singen sollte. Sie können also das Italienische nicht auch verpönen.«

»Aber wer beweist uns, daß es wirklich Italienisch und nicht Latein ist?« fragt die Witwe Rifflard.

»Meine Damen, ich glaube doch, daß einer der anwesenden Herren etwas Italienisch versteht.«

»Yes! yes!« ruft der junge Sautrond, sich auf seinem Sessel wiegend. »Es ist wirklich Italienisch, ich verstehe

*) Da er keine Kerzen hatte, um seine Verse zu schreiben.

Digitized by Google

es; als ich in Paris war, beſuchte ich immer die Opera buffa; es iſt das Stelldichein der eleganteſten Geſellſchaft der Hauptſtadt.«

»Erlauben Sie, Verehrteſter, Sie ſagen yes, um uns zu beweiſen, daß Sie Italieniſch können; mich dünkt, es ſei Engliſch.«

»Ich habe mich verſprochen, ich wollte ſagen: Si, Signor.«

»Die Nebenfrage iſt erledigt,« ſagt Dupétral, »der Redner kann fortfahren.«

»Man hat das Latein verpönt,« ſagt Monſignon zu ſich; »ich will die Geſellſchaft mit Italieniſch füttern und es wird mir um ſo mehr Freude machen, da es der Apotheker gewiß nicht verſteht.«

»Nun, fahren Sie doch fort, lieber Poet,« fügte Phöbe hinzu. »Sie ſagten, ein Schriftſteller habe die Augen ſeiner Katze für eine brennende Kerze gehalten. Ich glaube es und es wundert mich gar nicht; ich bin auch eine große Katzenfreundin und habe bemerkt, daß die Augen dieſer Thiere in der Nacht viel glänzender ſind, als bei Tage.«

»Haben Sie eine Katze wohl im Dunklen gegen das Haar geſtrichen?«

»Nein. Warum?«

»Sie hätten dann elektriſche Funken aus ihrem Körper hervorkommen ſehen, denn dieſe Thiere enthalten viel Elektricität.«

»Nicht möglich! Aber ich würde mich fürchten, wenn meine Katze Feuer ſprühte; ich würde glauben, es ſei der Teufel.«

Digitized by Google

»Ich habe Ihnen ja erklärt, woher es kommt.«

»Ich würde mich doch fürchten!«

»Ich habe einen großen schwarzen Kater,« sagt Madame Rifflard; »ich werde ihn diesen Abend verkehrt streichen.«

»Ich sagte Ihnen also,« fährt Monsignon fort, »daß Schriftsteller selten vom Glück begünstigt werden. Der Cardinal Bentivoglio, eine Zierde Italiens, der schönen Wissenschaften und der Wohlthäter aller Unglücklichen, dem man die vortreffliche »Geschichte der Bürgerkriege in Flandern« verdankt, sah sich in seinen alten Tagen genöthigt, seinen Palast zu verkaufen, um seine Schulden zu bezahlen, und hinterließ bei seinem Tode nicht einmal die Begräbnißkosten.«

»Ich werde Italien nicht verlassen, ohne von dem Dichter zu sprechen, der an die Dame seiner Gedanken folgende hübsche Verse richtete:

»Felice chi vi mira, ma più felice chi per voi sospira! Felicissimo chi sospirando fa sospirar voi! —« *)

»Ist das Italienisch?« fragt Madame Rifflard.

»Ja, schöne Dame, das reinste Italienisch.«

»Herr Sautrond, was bedeuten diese Verse?«

Der junge Stutzer kratzt sich am Ohr, an der Nase und noch anderswo, dann stammelt er:

»Diese Verse bedeuten . . . nun, sie sind sehr leicht zu verstehen . . . es heißt darin, daß nichts so glücklich macht . . . wie das Glück.«

---

*) Glücklich wer Dich sieht, doch glücklicher wer für Dich seufzt; überglücklich, wer Dich seufzen macht!

Digitized by Google

»Iſt es recht ſo, Monſignon?«

»Nicht Wort für Wort, es iſt eine freie Ueberſetzung.«

»Was wird denn aus Tartenpomme?«

»Mich dünkt, meine Damen, daß ich Ihnen eben ſeine Geſchichte erzählte. Ich will von den italieniſchen Dichtern nichts mehr ſagen, weil Sie ſo wenig Gefallen an denſelben finden. Aber waren denn die Schriftſteller in Frankreich glücklicher? André Duchesne, ein gelehrter Geſchichtſchreiber, Vaugelas, einer der erſten Schriftſteller ſeiner Zeit, Baudoin, von der franzöſiſchen Akademie, de L'Etoile, ein fruchtbarer Chroniſt, ſie alle ſind arm geſtorben.

»Aus der neuen Zeit könnte ich Ihnen Gilbert nennen, der im Hoſpital ſtarb; Hegeſippe Moreau, der nicht glücklicher war, und viele Andere, die ſich erhängt oder erſäuft haben. Einige wollten freilich trotz Minerva Poeten ſein, ohne jene Gaben zu beſitzen, welche zu leichter Führung der Feder befähigen. Aber wir leben in einer Zeit, wo die jungen Leute denken: Ich will Schriftſteller, Dichter, Romanenſchreiber werden, wie ſie vormals ſagten: Ich will Juwelier, Advocat, Arzt, Baumeiſter, Zahnarzt werden. Alle dieſe Berufszweige ſind jedem zugänglich, der fleißig iſt und etwas lernt, aber ſie erheiſchen keine große geiſtige Begabung. Doch den Advocatenſtand nehme ich aus, denn ein beſchränkter Advocat iſt weit gefährlicher, als wenn man gar keinen hat. Aber er darf ſeine Redegabe auch nicht mißbrauchen und zum Schwätzer werden.

»Phocion nannte die Schwätzer Zeitdiebe. Er verglich ſie außerdem mit leeren Tonnen, die einen ſtärkeren

Digitized by Google

Ton von sich geben als volle Tonnen, und er hatte vollkommen Recht. Ihr alle, die Ihr in Kaffeehäusern, Journalen, Theatersälen und selbst in geselligen Cirkeln und Salons das große Wort führt, Ihr seid meistens nur leere Tonnen . . .«

»Ich möchte wissen, zu welcher Art von Tonnen er sich zählt!« flüstert Dupétral seinem Nachbar zu; »er eifert gegen die Schwätzer . . . Das ist wirklich zu arg! Man kann mit vollem Recht sagen: »Nemo in sua causa judex!« *)

»Wer spricht Latein?« ruft Madame Grospré, von ihrem Sessel auffahrend.

»Ich nicht, Madame,« erwiedert Monfignon; »ich beobachte gewissenhaft Ihr Verbot.«

»Sie sind's also gewesen, Herr Postulant?«

Aber der Apotheker, der, um Monfignon zu ärgern, sich schlafend stellt, antwortet nicht.

»Dann sind Sie's gewesen, Herr Boulingrin!«

Der Notar antwortet:

»Drei Aß, drei Könige und Quintmajor. Dieses Mal werden Sie nicht läugnen, daß ich gewonnen habe.«

»Es scheint Niemand gewesen zu sein. Fahren Sie fort, Monfignon.«

»Der junge Tartenpomme stopfte seinem Vater den Mund, indem er Scribe und Dennery nannte. Der Kuchenbäcker hatte in seiner Jugend »das Urtheil Salomo's« und »der Wald bei Hermannstadt« gesehen, zwei Melodramen, die ungeheuren Beifall gefunden hatten, und er

*) »Niemand kann Richter in seiner eigenen Sache sein.«

Digitized by Google

antwortete seinem Sohne: »Diese Stücke, welche ganz Paris anlockten, waren von Caigniez, einem anspruchslosen Schriftsteller, der aber schrieb, wie sich von selbst versteht. Ich habe Caigniez jedoch in seinen alten Tagen gesehen, und er war keineswegs in glücklichen Verhältnissen. Er wohnte in Belleville und lebte von einer Pension, die ihm andere Schriftsteller auszahlten. Wie kommt es, daß er trotz seiner glänzenden Erfolge nicht reich geworden ist?«

»Aber der junge Tartenpomme, der inzwischen Erfahrungen gesammelt hatte, antwortete auf diese und ähnliche Einwürfe: »Vater, die Zeit ist vorüber, wo ein Schriftsteller neun Francs für jeden Abend erhält, an welchem sein Melodrama ausgeführt wurde; damals wurden nur die Theaterdirectoren reich, und das war ungerecht. Jetzt ist's anders, ein Schriftsteller hat Anspruch auf einen Theil der Einnahme, je mehr also sein Stück einträgt, desto mehr verdient er. Es werden daher viele Schriftsteller reich und kaufen sich Landhäuser.«

»Papa Beuglant mußte sich ergeben. Tartenpomme folgte seinem innern Berufe und stahl dabei die warmen Aepfelkuchen aus dem Laden. Endlich genas der junge Poet eines großen Dramas in sechsunddreißig Bildern, betitelt: »Die Frauen vor Erschaffung der Welt.«

»Sapperlot!« sagt Dupétral; »der Titel scheint mir weder Sinn noch Verstand zu haben.«

»Ich gestehe, daß er über meine Begriffe geht,« setzt Liroquet hinzu.

»Ich finde ihn superb!« erklärt Madame Rifflard. »Die Frauen vor Erschaffung der Welt, folglich vor den Männern, das ist prachtvoll!«

Digitized by Google

»Was ſagen Sie dazu, Herr Poſtulant?« fragt Madame Grospré.

Der Apotheker nieſt und behauptet, er habe nicht verſtanden.

»Aber woher nehmen Sie dieſe Frauen?« fragt Dupétral den Erzähler.

»Ich nehme ſie gar nicht!« erwiedert Monſignon; »ich nenne Ihnen den Titel, den das Stück meines Freundes Tartenpomme hatte; ich habe mich nicht verpflichtet, Ihnen die Erklärung zu geben. Trotzdem aber ſtimme ich mit Madame Rifflard überein: ich finde den Titel ſuperb. Ein ſolcher Titel iſt geeignet, ganz Paris in's Theater zu locken.«

»Aber er iſt unverſtändlich.«

»Eben deshalb! Man will Aufklärung über Dinge, die man nicht verſteht; man will das Geheimniß durchdringen, das ſie umgibt. Glauben Sie etwa die Neugierde zu reizen, wenn Sie ein Stück unter dem Titel »Fanfan und Colette« oder »Zweimal zwei macht vier« bekannt machen? Sie würden ſich ſehr täuſchen, man würde an dem Theaterzettel vorbeigehen und nicht hineingehen. Erfinden Sie hingegen recht effectvolle, haarſträubende, ſchauerliche Titel, wie: »Die Kinder des Geſpenſtes,« oder »Die Grabeshöhle,« oder »Die gehängten Brautleute,« — das weckt die Neugier, feſſelt die Aufmerkſamkeit, erregt die Phantaſie, und die Menge wird in das Theater ſtrömen, das ſolche Stücke ankündigt.«

»Das kommt auf den Geſchmack an,« ſagt Madame Breillet; »ich liebe das Schauerliche nicht, es würde mich vielmehr vom Beſuche des Theaters abhalten.«

»Nun, fahren Sie fort, Monſignon, und laſſen Sie

Digitized by Google

hören, was Ihr schriftstellernder Kuchenbäcker — oder Ihr kuchenbackender Schriftsteller — mit seinen Frauen vor Erschaffung der Welt gemacht hat. Sie haben unsere Neugierde gereizt. — Nicht wahr, Madame de Baurivage, Sie wünschen auch das Schicksal dieses Stückes zu kennen?«

»O ja, ja! . . . allerdings, die Reifröcke wären minder lästig und nähmen weniger Platz ein, als die Crinolinen. Aber man wird ganz gewiß auf die alte Mode zurückkommen; binnen zwei Jahren werden Sie alle Damen in Reifröcken sehen.«

»Was haben denn die Reifröcke mit den Frauen vor Erschaffung der Welt zu thun?« sagt Dupétral mit einem Seitenblick auf Mademoiselle Mignonnette, welche die Augen niederschlägt, aber doch nicht so tief, daß sie nicht Alles sehen könnte, was um sie vorgeht.

Im Allgemeinen traue man den Augen nicht, die vor sich nieder blicken, ebensowenig wie den honigsüßen Stimmen, den ewig lächelnden Lippen und den Männern, die keine Minute hinbringen können, ohne zu rauchen. Aber in der Welt gibt's so viele Dinge, die man mit Mißtrauen betrachten muß, daß man fast immer auf der Hut sein müßte, und dadurch würde der gesellige Verkehr kalt und zurückhaltend werden; es ist daher vielleicht klüger, kein Mißtrauen zu hegen und Gott walten zu lassen.

Digitized by Google

XII.

Jungfer Kunigunde.

Der kleine Monfignon ſchickte ſich an, in ſeiner Erzählung fortzufahren, und Madame Valbrun, die an ſeinen Salbadereien durchaus kein Vergnügen fand und gar nicht neugierig war, über die Frauen vor Erſchaffung der Welt Näheres zu erfahren, war eben in Begriff Kopfſchmerzen vorzuſchützen, um ſich in ihr Zimmer zu begeben — als ſich die Salonthür raſch aufthut und den Erzähler wieder zum Schweigen bringt.

Die ganze Geſellſchaft blickt nach der Thür. Man iſt begierig zu wiſſen, wer ſo ſpät noch erſcheint, und einige Perſonen freuen ſich im Stillen über dieſen unerwarteten Beſuch, der den Schwätzer Monfignon verhindern wird, die Geſchichte Tartenpomme's weiter zu erzählen.

Aber zum größten Erſtaunen aller Anweſenden erblickt man, ſtatt einer Notabilität des Städtchens, nur Jungfer Kunigunde, die Köchin Grospré's. Sie bleibt auf der Thürſchwelle ſtehen und beginnt, ohne ein Wort zu ſagen, die bei ihrer Herrſchaft verſammelte Geſellſchaft zu muſtern.

Und Jungfer Kunigunde hatte eben jetzt ein Geſicht und einen Kopfputz, welche ihre Erſcheinung noch pikanter machten. Die Köchin war eine große Perſon von fünfundvierzig Jahren, mit einem breiten Geſicht, vollen, gemeiniglich violetten Wangen, plattgedrückter Naſe, kleinen,

Digitized by Google

lebhaften Augen, großem Munde, dicken, zusammengezogenen Brauen und einem Schnurrbart, einem wirklichen Schnurrbart, der einem Tambour der Nationalgarde Ehre gemacht haben würde.

Sie hielt sich für schön und trug fast nie Hauben, sondern pflegte sich, wie die Creolinnen, ein seidenes, hellfarbiges Tuch um den Kopf zu winden und aus den Zipfeln eine Schleife auf der Stirn zu knüpfen.

Aber Jungfer Kunigunde war, wie die meister Köchinnen, eine zärtliche Freundin des Saftes der Trauben. Sie aß natürlich, wenn ihre Herrschaft gespeist hatte, und dann sprach sie, da man ihrer Dienste nur höchst selten noch bedurfte, der Flasche tüchtig zu. Heute hatte man bei Tische Madeira und Champagner getrunken. Es waren Ueberreste in den Flaschen geblieben und Jungfer Kunigunde hatte sich dieselben sofort zugeeignet, ohne François, den Kammerdiener, Zimmerputzer und Groom des vormaligen Bauunternehmers, dabei zu berücksichtigen.

François, der ebenfalls gern Wein trank, hatte mit der Köchin oft Streitigkeiten wegen der vom Tische kommenden Ueberreste seiner Weine. Er behauptete mit Recht, sie müsse wenigstens mit ihm theilen und nicht Alles allein austrinken. Kunigunde aber behielt Alles für sich und antwortete ihm:

»Ich finde es sonderbar, daß Sie verlangen, was in den versiegelten Flaschen übrigbleibt! Sie gehen ja in den Keller; lassen Sie etwa die Weinflaschen ruhig liegen?«

»Ja, es ist wahr,« pflegte dann der alte Groom zu antworten; »ich gehe in den Keller, aber ich habe die Schlüssel nicht in Verwahrung; Herr Grospré gibt sie

Digitized by Google

mir, wenn ich hinuntergehen ſoll, und ſagt zu mir: Eine Flaſche Bordeaux und eine Flaſche Champagner . . . oder ſonſt eine Weinſorte. Aber wenn ich wieder aus dem Keller komme, ſo ſieht er zu, ob in einem Korbe nicht mehr iſt, als was er verlangt hat; wenn eine Flaſche mehr darin wäre, würde er's ſogleich bemerken, und ich muß ihm die Kellerſchlüſſel zurückgeben. Sie ſehen alſo, daß ich keine feinen Weine zu meiner Verfügung habe, wie Sie zu glauben ſcheinen.«

»Sie wollen mir etwas aufbinden!« erwiedert Kunigunde; »Sie gehen immer allein in den Keller, und ich ſoll Ihnen auf's Wort glauben, daß Sie nicht nehmen, was Ihnen gefällt? Sie verſtecken die Flaſchen in einem Winkel, Sie ſind nicht ſo dumm, ſie in den Korb zu ſtellen. Herr Grospré ſieht nur was er haben will; Sie aber wiſſen die verſteckten Flaſchen ſchon zu finden.«

»Das iſt nicht wahr, das habe ich nie gethan! Ich bin deſſen nicht fähig.«

»Nun, wenn Sie es nicht thun, ſo ſind Sie ein alter Tropf!«

Dieſe Wortwechſel arteten zuweilen in ziemlich heftige Zänkereien aus, und da eben heute eine halbe Flaſche Champagner auf dem Tiſche geblieben war, ſo hatte François Miene gemacht, ſie ſich zuzueignen; die Köchin hatte ſie ihm aus der Hand geriſſen, und in dieſem Kampfe hatte die Schleife ihres Kopftuchs einen Stoß bekommen; die beiden Zipfel hatten ſich erhoben und bildeten auf Kunigundens Haupt gleichſam zwei Hörner, die jeden Waghals, der ihr nahe käme, zu bedrohen ſchienen.

Der Anblick der Köchin, die von der Umwandlung

Digitized by Google

ihrer Roſette keine Ahnung hatte, machte alſo großes Aufſehen in der Geſellſchaft, um ſo mehr, da Kunigunde, ohne ein Wort zu ſprechen, fortwährend ihren gehörnten Kopf vorſtreckte und die im Salon verſammelte Geſellſchaft muſterte.

XIII.

Eine Reiſe wegen eines Zahns.

»Was wollen Sie, Kunigunde?« rief ihr Madame Grospré zu. »Was ſuchen Sie hier im Salon? Ich habe Sie ja nicht gerufen. — Und was bedeutet dieſer gehörnte Kopfputz? Wie können Sie ſich erkühnen, ſich in dieſem Zuſtande zu zeigen?«

»Wie? Was, Madame? Bin ich denn nicht wie alle Tage?«

»Ich habe Ihnen hundertmal geſagt, daß Sie Hauben tragen ſollen, daß ſich dieſe Tracht nicht mehr ſchickt.«

»Ich habe mir die Erlaubniß genommen, Ihnen zu antworten, daß ich in Longjumeau bei einem reichen Herrn, einem Pflanzer, der mit Negern und Negerinnen aus Amerika gekommen war, gedient habe, und daß ich mich dort an Kopftücher gewöhnt habe. In den heißen Ländern, wo es viel reichere Käuze gibt, als hier, nimmt man's nicht übel, wenn ſich die weiße oder ſchwarze Dienerſchaft ſo trägt und es iſt doch weit hübſcher, als Ihre Fetzen von Hauben, die ein Geſicht um fünfzehn Jahre älter machen.«

Digitized by Google

»Genug, Kunigunde, genug! Ich will das Kopftuch erlauben, aber wenigſtens machen Sie ſich keine ſo hoch aufgerichteten Hörner.«

»Was? Hörner!«

Die Köchin greift ſich an den Kopf und fühlt die Umwandlung ihrer Tuchſchleife.

»Der alte verſoffene François wird mich ſo zugerichtet haben,« eifert ſie. »Er ſoll mir dafür büßen, der alte Lump!«

»Was, Kunigunde, Sie laſſen ſich von François zerzauſen?« ſagt Dupétral lachend.

»Mein lieber Herr, Sie müſſen nicht glauben, daß ich mit ihm geſchäckert. Gerechter Himmel! Ich ſollte mit einem Menſchen wie François ſchäckern! Ich würde lieber alle meine Saucen anbrennen laſſen!«

»Genug, Kunigunde! Antworten Sie mir. Was wollen Sie hier? Sie ſcheinen Jemand zu ſuchen —«

»Nun ja, Madame, ich ſuche Jemand, aber er iſt nicht da; ich ſehe ſehr gut, daß er nicht da iſt. Ich dachte es wohl, aber der närriſche François behauptete, er ſei da — und ich mochte immerhin verſichern, er ſei nicht da, es half nichts. Er ließ keine Ruhe, und ſo bin ich heraufgekommen, um nachzuſehen.«

»Wen ſuchen Sie denn?«

»Den Doctor Mordicus.«

»Der Doctor Mordicus iſt allerdings nicht hier.«

»Und er wird auch gewiß dieſen Abend nicht kommen,« ſagt Poſtulant; »denn er iſt dieſen Morgen nach Paris gereiſt; man hat ihn zu einer Entbindung dorthin berufen.«

»Wie, man holt von hier einen Geburtshelfer nach

Digitized by Google

Paris,« sagte Breillet erstaunt. »Wahrhaftig, das finde ich höchst sonderbar.«

»Warum denn?«

»Weil man in Paris die geschicktesten und in dieser großen Operation die erfahrensten Aerzte hat.«

»Was beweist das? Es gibt Damen, welche einmal die Hilfe irgend einer Person in Anspruch genommen haben und mit ihr zufrieden gewesen sind, und nun mit anderen nichts zu thun haben wollen, wenn sie wieder in die gleiche Lage kommen. Das Leben hängt oft an dem Erscheinen des gewünschten Arztes. — Es ist wie mit den Zahnärzten; man gibt jenem den Vorzug, der einst einen Zahn fast schmerzlos ausgezogen hat, man will mit keinem anderen zu thun haben. Ich habe eine sehr gebildete, ziemlich hübsche Dame gekannt, die leider schlechte Zähne hatte und an furchtbaren Schmerzen litt. Man hat zuweilen schlechte Zähne, die nicht weh thun, aber diese Dame hatte heftige Zahnschmerzen. Man sagte zu ihr: Lassen Sie sich doch den schmerzenden Zahn ausziehen. Aber sie mochte sich nicht dazu entschließen, sie fürchtete sich vor der Operation. Es gibt viele Leute, die nicht den Muth haben, sich einen Zahn ausziehen zu lassen. Endlich bekam ihr Mann — die Dame war nämlich verheiratet — einen guten Einfall. Es that ihm leid, daß seine Frau immer von Schmerzen gefoltert wurde. Er wußte recht gut, welcher Zahn ihr wehthat. Er geht zu einem Zahnarzt und sagt zu ihm: »Wäre es Ihnen nicht möglich, meiner Frau im Schlafe einen Zahn auszuziehen?« — »O ja, sie muß mit Chloroform eingeschläfert werden.« — »Nein, mit Chloroform dürfen Sie mir nicht kommen; ich habe kein Vertrauen dazu, es hat oft höchst gefährliche

Digitized by Google

Folgen. Ich meine einen natürlichen Schlaf und es wird Ihnen gut zu Statten kommen, daß meine Frau immer mit offenem Munde schläft.« — »Nun gut,« erwiedert der Zahnarzt, »wenn sie mit offenem Munde schläft, so geht es ganz leicht, ich ziehe ihr aus, was Sie wollen.«

»Es wird eine Stunde für den zahnärztlichen Besuch bestimmt. Die Dame pflegte Morgens ziemlich lange zu schlafen. Der Gemal führt den Zahnarzt frühzeitig in ihr Zimmer, zeigt ihm seine theure Ehehälfte, die mit weit offenem Munde schläft und eine Reihe sehr schadhafter Zähne zeigt. Der Zahnarzt untersucht das Gebiß und sagt: »Ein entsetzlicher Mund! Sie haben eine Gemalin, die Ihre Gesundheit verderben muß.« — »Ich bin daran gewöhnt; es ist freilich wahr, daß meine Frau mich vergiftet.« — »Warten Sie nur, dem ist leicht abzuhelfen.«

»Der Operateur nimmt seine Zange und zieht einen Zahn so geschickt aus, daß sich die Schläferin nur ein bischen dreht. Der Gemal ist hoch erfreut; der Zahnarzt sagt zu ihm: »Lassen Sie mich so fortfahren; in einigen Zügen werde ich alle Zähne eben so schmerzlos entfernen wie diesen.« Der Gemal willigt ein.

»Man zieht einen zweiten Zahn aus; die Dame hustet nur ein bischen. Beim dritten Zahn niest sie; beim vierten endlich erwacht sie. Der Gemal zeigt ihr nun die vier Zähne, die man ihr eben ausgezogen hat, und sagt zu ihr: »Freue Dich, liebes Kind; Du wirst keine Zahnschmerzen mehr haben, Du wirst Dich unendlich wohl fühlen.«

»Als die Dame bemerkt, daß sie vier Zähne weniger im Munde hat, gibt sie vor Allem ihrem Gemal eine Ohrfeige. — »Es ist abscheulich!« ruft sie erzürnt; »ich bin

Digitized by Google

entſtellt! Ich kann nicht mehr wagen, den Mund aufzuthun, ich darf nicht mehr lachen, ja nicht einmal mehr lächeln. Man wird mich um zehn Jahre älter finden!«

»Sie irren ſich, Madame,« entgegnet der Zahnarzt; »Sie ſehen jetzt viel beſſer aus als vorher; Sie werden keine Schmerzen mehr haben und ſich nicht mehr unwohl fühlen. Sie ſollten Ihrem Herrn Gemal danken, ſtatt ihm Vorwürfe zu machen; denn glauben Sie nur, daß ein übelriechender Mund nie gefallen kann.«

»Die Dame gab ſich zufrieden; dann freute ſie ſich, keine Schmerzen mehr zu fühlen und war des Lobes voll über die Geſchicklichkeit des Zahnarztes, der ihr drei Zähne im Schlaf ausgezogen und ſie erſt beim vierten aufgeweckt hatte. Sie nahm ſich vor, bei künftigen Zahnſchmerzen nie einen andern Arzt rufen zu laſſen.

»Aber zehn Jahre verfloſſen, ohne daß ſie neue Schmerzen fühlte. Sie hatte inzwiſchen ihren Mann verloren, aber alle ihre anderen Zähne behalten: es war eine Entſchädigung. Eines Morgens jedoch, als ſie Zuckerwerk eſſen wollte, fühlt ſie einen heftigen Schmerz: ein großer Stockzahn thut ihr weh. Sie geduldet ſich einige Zeit, aber der Schmerz wird immer heftiger. Man ſieht wohl, daß der Zahn hohl iſt und daß die Backe anzuſchwellen beginnt.

»Es muß ein Ende gemacht werden!« denkt die Dame; »ich will meinen wunderbaren Zahnarzt aufſuchen. Es iſt dieſes Mal nur ein Zahn auszuziehen; er iſt zwar ziemlich groß, aber der Operateur wird ihn herausnehmen, ohne daß ich's fühle.«

»Die Dame wohnte auf dem Lande; ſie eilt nach

Digitized by Google

Paris, um ihren Zahnarzt aufzusuchen. Kaum angekommen, begibt sie sich, das Schnupftuch an die Wange haltend, in das Haus, wo er früher gewohnt hatte. Der Hausmeister sagt zu ihr:

»Madame, der Zahnarzt, den Sie suchen, wohnt nicht mehr hier; er hat Frankreich verlassen und hat sich zu Freiburg in der Schweiz niedergelassen; ich glaube, er hat dort Verwandte. Aber sein Nachfolger ist ein sehr geschickter Mann; alle Personen, die zu ihm kommen, loben sein Talent und seine Geschicklichkeit. Sie können hinaufgehen und Sie werden zufrieden sein.«

»O nein,« erwiedert aber die Dame, »ich will mich von keinem andern Zahnarzt behandeln lassen, als von dem, der mich einst von meinen Schmerzen befreit hat. Er allein wird mir meinen Zahn schmerzlos ausziehen. Sie sagen, er wohne jetzt zu Freiburg in der Schweiz? Ich reise dorthin. Man macht ja oft Vergnügungsreisen; ich kann also wohl eine Reise machen, um mich von meinen Schmerzen zu befreien.«

»Die Dame begibt sich sofort wieder nach Hause, sie macht ihre Vorbereitungen und reist, immer das Schnupftuch auf die Wange haltend, nach der Schweiz ab.

»In Freiburg kehrt die Dame in dem besten Gasthofe ein und fragt nach der Wohnung des Zahnarztes, dessen Namen sie nennt. Aber der Wirth antwortet ihr: »Ich kenne keinen Zahnarzt dieses Namens. Uebrigens können Sie ganz ruhig sein, Madame, wir haben hier äußerst geschickte Zahnärzte, die Ihnen einen Zahn ausziehen, ehe Sie Zeit haben, den Mund aufzumachen. Sie

Digitized by Google

dürfen kein Bedenken tragen, ihnen Ihre Kinnlade anzuvertrauen.«

»Aber die Dame will nur mit dem ihr bekannten Zahnarzte zu thun haben. Nach vielen vergeblichen Nachforschungen trifft sie endlich eine alte Schweizerin, die zu ihr sagt:

»Ich weiß, wen Sie meinen. Dieser Zahnarzt war hier wirklich etablirt, ich bin sogar zu ihm gegangen: er hat mir zwei falsche Zähne eingesetzt, die ich beim Essen von Coteletten verschluckt habe; aber es war meine Schuld, er hatte mich gewarnt. »Madame,« hatte er gesagt, »wenn man falsche Zähne hat, muß man keine Coteletten damit verarbeiten; es ist sehr selten, daß sie diese Probe bestehen.« Dieser Zahnarzt langweilte sich in der Schweiz; er fand, daß die Leute hier nicht genug Zahnschmerzen haben, und er ist nach Neapel gereist, wo er sich etablirt haben muß.«

»Die Dame dankt der alten Schweizerin, welche sie auf die Spur des Gesuchten geführt, und reist nach Italien. Zum Glücke fing die Geschwulst an sich zu vermindern, aber der Stockzahn that ihr noch sehr weh.

»In Neapel angekommen, erkundigt sie sich nach ihrem Zahnarzte, und hier geht es ihr nicht wie in der Schweiz; Jedermann kennt ihn, Jedermann ist seines Lobes voll. Er sei ein Mann, der seines Gleichen nicht habe, der seinen Patienten nicht den mindesten Schmerz mache; er besitze sogar die Gabe, bei seinen Operationen einen Lachkitzel zu erregen. Er wisse eine Menge lustiger Schnurren zu erzählen, so daß die Patienten ganz vergessen, weshalb sie gekommen. Während man laut lachend den Mund auf-

Digitized by Google

ſperrt, zieht er, ohne daß man es merkt, den kranken Zahn aus.

»Aber allen dieſen Lobeserhebungen fügt man hinzu: »Schade, daß wir ihn verloren haben!«

»Mein Gott, er iſt doch nicht todt?« erwiedert die Dame erſchrocken. — »Nein, todt iſt er nicht, aber er hat uns vor ſechs Monaten verlaſſen; das italieniſche Klima war ihm zu heiß und ſagte ihm nicht zu. Und überdies mochte er weder Maccaroni, noch Ravioli, noch Parmeſankäſe eſſen. Er iſt ſehr ungern von hier fortgegangen, aber er hat ſich doch dazu entſchloſſen.« — »Ich habe wirklich Unglück!« ſagt die Dame. »Dieſen unvergleichlichen Mann immer zu verfehlen, nachdem ich ihm ſo lange nachlaufe! Aber wo iſt er jetzt? Er hat doch geſagt, wohin er reiſen wollte?« — »O ja, er iſt nach England gegangen, um ſich in London zu etabliren; denn in dieſem Nebellande, wo es viel regnet und immer feucht iſt, müſſen die Leute viel Zahnweh haben. Dies hat er eingeſehen, es konnte ihm nicht fehlen, in England glänzende Geſchäfte zu machen. Ueberdies ſcheint er für Roſtbeef und Plumpudding zu ſchwärmen, und dies wird auch zur Ausführung ſeines Entſchluſſes beigetragen haben.

»Ich gehe nach England!« ſagt die arme Dame mit der verbundenen Kinnlade. Und ſie beſteigt ein Schiff, das eben nach Southampton abfährt. Aber die Ueberfahrt iſt nicht glücklich; ein Ungewitter, ein Sturm überfällt das Schiff, das die Dame und ihren Stockzahn trug; es iſt oft in Gefahr unterzugehen und unſere Reiſende jammert: »Soll ich denn zu Grunde gehen, ohne meines Zahnes entledigt zu ſein!«

Digitized by Google

»Endlich heitert ſich das Wetter wieder auf, die Gefahr geht glücklich vorüber und man landet in Southampton. Die Dame hatte auf der Seefahrt einen ſtarken Schnupfen bekommen, der in einen furchtbaren Stickhuſten ausgeartet war.

»Von Southampton nach London iſt nur eine kurze Fahrt. Die Dame eilt in die Hauptſtadt Englands. Sie kommt entſetzlich huſtend an, aber ſie iſt doch da, und als ſie ſich nach ihrem Zahnarzte erkundigt, gibt man ihr ſogleich ſeine Adreſſe.

»Sie dankt dem Himmel; ſie iſt endlich am Ziele ihrer Leiden und Irrfahrten. Sie nimmt einen Cab, und fährt vor das ihr bezeichnete Haus. Sie ſieht ſeinen Namen in großen Buchſtaben an der Thür. Man denke ſich ihre Freude! Sie bezahlt den Kutſcher reichlich, ſteigt aus dem Cab, tritt in das Haus und öffnet die Thür eines ſchönen Vorzimmers. Aber hier wird ſie von einem heftigen Krampfhuſten befallen, und in dieſem mit den gewaltigſten Erſchütterungen ihrer ganzen Perſon verbundenen Paroxismus — ſpeit ſie den Zahn aus, den ſie ſich ausziehen laſſen wollte.

»Dieſes Reſultat hatten die Reiſen der Dame. Es möge Ihnen beweiſen, daß man den Doctor Mordicus wohl nach Paris rufen kann; hat die Dame doch, um ihren Zahnarzt aufzufinden, ſo weite Reiſen gemacht.«

»Der tauſend!« ſagt Dupétral, »ich glaubte, es ſolle ein Seitenſtück zu der Geſchichte Tartenpomme's werden.«

Digitized by Google

XIV.

Postulant opfert sich auf.

Während Postulant die Geschichte der Dame mit dem kranken Stockzahne erzählte, schaute Monfignon beständig an den Plafond und drehte die Daumen um einander. Jungfer Kunigunde, die an der Salonthür stehen blieb, brachte unterdessen die Schleife ihres Kopftuches wieder in eine anständige Verfassung. Sie zeigt dabei so große Geschicklichkeit, daß Madame Rifflard aufsteht, zu Kunigunde eilt und zu ihr sagt:

»Es ist erstaunlich, wie hübsch sie die Schleife knüpft; Kunigunde, von wem haben Sie denn gelernt, diese allerliebste Rosette so gut und so schnell zu machen?«

»Madame, ich habe es den Negerinnen abgesehen, die bei meinem vormaligen Herrn, dem Pflanzer, dienten. Diese Mohrinnen haben darin außerordentlich viel Geschick und Geschmack. Nun, Sie müssen doch etwas haben zur Entschädigung für ihre schwarze Haut.«

»Kunigunde, ich möchte die Rosette machen lernen.«

»Ich stehe zu Diensten, Madame.«

»Aber Sie haben mir nicht gesagt, Kunigunde,« versetzt Madame Grospré, »wer den Arzt verlangt. Soll er auch zu einer Wöchnerin kommen?«

»Ich glaube nicht, Madame; ich weiß es nicht. Aber es gibt noch andere Aerzte in der Stadt, ich will zu Herrn

Digitized by Google

Fouillelard ſchicken. Er hat wohl das Pulver nicht erfunden, denn er läßt alle ſeine Kranken ſterben; aber im Grunde iſt es ſein Geſchäft.«

»Die Perſon, welche gekommen iſt, wartet alſo noch?«

»Ja, Madame, ſie wartet unten.«

»Aber wer ſchickt denn? Sie haben es nicht geſagt.«

»Wer? ... Ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich gefragt habe. — Ja doch, jetzt erinnere ich mich ... er ſollte in das Spinathaus, zu Herrn Martin kommen.«

Als dieſer Name genannt wird, ſpitzen alle Anweſenden die Ohren; lebhafte Neugierde iſt auf allen Geſichtern zu leſen; man nähert ſich Kunigunden, die Geſpräche werden abgebrochen, und ſogar Monſignon ſtellt das Privatvergnügen des Daumendrehens ein, obſchon er ſonſt, wenn er nicht ſpricht, nie darauf zu verzichten pflegt.

»Wie! Von Herrn Martin ſchickt man?« erwiedert Madame Grospré. »Von dieſem Bären, dieſem ungeſchliffenen, räthſelhaften Fremden kommt die Störung! Warum ſagten Sie das nicht gleich, Kunigunde?«

»Ich dachte nicht daran, und ich wußte auch nicht, daß es Madame intereſſirt.«

»Es intereſſirt uns Alle!« verſichert Madame Riffard; »denn es kann uns auf die Spur bringen und uns über dieſen Mann einige Aufklärung geben. Meinen Sie das nicht auch, Monſignon?«

»Allerdings; ich finde ſogar, daß man die Kugel im Fluge auffangen muß,« antwortet der Poet. »Es wird mich vielleicht verhindern, dieſen Abend die Geſchichte Tartenpomme's zu beendigen, aber wir haben immer noch

Digitized by Google

Zeit, den abgerissenen Faden wieder anzuknüpfen . . . dagegen haben wir nicht immer Gelegenheit, über diesen Martin Näheres zu erfahren.«

»Vor Allem,« sagt Postulant, »müssen wir wissen, wen er geschickt hat, wer unten wartet.«

»Ja, ja, das ist richtig. — Kunigunde, wer hat nach dem Doctor Mordicus gefragt?«

»Ein blutjunger Mensch von vierzehn bis fünfzehn Jahren . . . eine Art Straßenjunge . . .«

»Aha! ich habe den Rangen schon bemerkt,« setzt Monfignon hinzu; »er sieht sehr keck aus.«

»O nein,« erwiedert die Köchin; »er hat sich im Gegentheil sehr artig benommen. Er ist recht hübsch von Gesicht . . . und Augen hat er, dreimal größer als die meinigen.«

Diese Bemerkung Kunigundens scheint die Neugierde der Damen in hohem Grade zu reizen.

»Der hübsche Junge soll heraufkommen!« rufen mehrere weibliche Stimmen; »wir wollen ihn ausfragen.«

»Ja, er soll erzählen. In seinem Alter ist man sehr redselig, man sagt gern Alles was man weiß.«

»Wir wollen ihm seine Geheimnisse abzapfen,« setzt der Apotheker hinzu.

»Er soll uns sagen, was er über seinen Herrn weiß. Wir werden von ihm erfahren, wer der räthselhafte Martin ist.«

»Ich werde ihn schon ausfragen, ohne daß er die Absicht merkt,« sagt Monfignon. »Madame Grospré, lassen Sie den unten wartenden Boten heraufkommen.«

Digitized by Google

»Hören Sie wohl, Kunigunde? Bringen Sie uns den jungen Menschen.«

»Und wenn er nicht heraufkommen will?«

»Warum sollte er nicht? Sie dürfen ihm nicht sagen, daß der Doctor Mordicus nicht hier ist; Sie sagen ihm nur: Man ersucht Sie hinaufzugehen.«

Jungfer Kunigunde entfernt sich, nachdem sie ihre Rosette noch einmal betastet hat, um sich zu überzeugen, daß sie keine Hörner mehr hat. Alle Anwesenden treten näher, mit Ausnahme der Piquetspieler und der Madame Valbrun, welche nicht die Absicht hat, an dem Verhör, welches der Bote Martin's bestehen soll, theilzunehmen.

Bald thut sich die Salonthür wieder auf und der Jüngling erscheint. Sein Gesicht ist fein und geistvoll, seine Augen, sein Lächeln, seine ganze Miene hat jenen schalkhaften Ausdruck, der in diesem Alter gefällt, zumal wenn jener gemeine Anstrich dazukommt, der den Männer sein wollenden Knaben eigen zu sein pflegt.

Er trägt eine sehr saubere Blouse; er hält eine Mütze von blauem Tuch in der Hand und begrüßt die Gesellschaft recht artig mit den Worten:

»Entschuldigen Sie, ist der Doctor Mordicus hier?«

»Treten Sie doch näher, junger Herr! Bleiben Sie doch nicht so an der Thür stehen,« sagt Madame Grospré.

»Er ist sehr hübsch,« sagt Mignonnette leise.

»Er hat wirklich schöne Augen!« setzt Madame Breuillet hinzu.

»Ei! Ein Limonadenjunge!« ruft Madame de Beaurivage.

»Der Doctor ist nicht hier,« sagt Madame Grospré.

Digitized by Google

»Dann bitte ich um Entschuldigung . . .«

»Warten Sie doch! Es gibt noch andere Aerzte in der Stadt . . .«

»Ja,« setzt Monfignon hinzu. »Aber vor Allem ist zu ermitteln, wer krank ist, an welcher Krankheit man leidet, ob man schon lange damit behaftet ist . . . kurz, wer die leidende Person ist. Sie kommen von Herrn Martin, ist er selbst bettlägerig?«

Während das Männlein spricht, hat ihn der junge Mensch aufmerksam beobachtet; er preßt die Lippen zusammen, seine Augen nehmen einen schalkhaften Ausdruck an und als Monfignon schweigt, bricht er in ein lautes Gelächter aus, zum größten Mißfallen des Poeten, der ernst hinzufügt:

»Worüber lachen Sie, junger Gelbschnabel?«

»Ueber Sie, mein Herr.«

»Ueber mich? Womit habe ich denn Ihre Heiterkeit erregt?«

»Weil ich Sie wieder erkenne.«

»Sie erkennen mich? Wo haben Sie denn das Vergnügen gehabt mich zu sehen?«

»Ich habe das Vergnügen gehabt, Sie dicht an der Wand unseres Hauses zu sehen und den Inhalt eines Waschbeckens auf Ihren Kopf zu schütten, und Sie hatten das Vergnügen, gewaschen zu werden.«

Der spöttische Ton, mit welchem diese Antwort gegeben wird und die Miene, welche Monfignon macht, belustigen die Gesellschaft ungemein. Der Apotheker bricht sogar in ein höchst unziemliches Gelächter aus.

Digitized by Google

»Der Junge ist ein kleiner Schlingel!« stammelt Monfignon in seinem Aerger. »Ich sagte es ja, es ist ein Range!«

»Wie gesagt,« erwiedert die Witwe Rifflard, »es gibt in der Stadt geschickte Männer, die Herrn Mordicus ersetzen können. Ist Herr Martin der Patient?«

»Nein, Madame.«

»Dann ist's Jemand in seinem Hause?«

»Ja, Madame.«

»Sind Sie schon lange bei Herrn Martin?«

»Ja, Madame.«

»Sie sind wohl sein kleiner Jockey?«

Der Jüngling schweigt einige Augenblicke, dann antwortet er:

»Ich bin sein Cassirer.«

»Sein Cassirer!«

Und alle Anwesenden sehen einander höchst erstaunt an.

»Sein Cassirer!« sagt Liroquet. »Dann muß der Herr doch eine Casse haben. Was treibt er denn? Ist er Banquier, Kaufmann, Geschäftsagent? Kurz, was macht er?«

»Er thut, was ihm Vergnügen macht.«

»Das ist kein Geschäft, kein Beruf. — Ihr Herr Martin ist also reich?«

»Das weiß nicht, mein Herr, ich habe ihn nie darum gefragt.«

Der schalkhafte Ton, mit welchem der Jüngling antwortet, gibt der Gesellschaft deutlich zu verstehen, daß man ihm die gehoffte Auskunft nicht entlocken wird. Plötzlich steht Postulant auf, als ob ihm ein lichtvoller Gedanke gekommen wäre, und sagt, auf den jungen Gast zutretend:

»Mein kleiner Freund, ich bin Apotheker und, wie

Digitized by Google

ich mir ſchmeichle, vortheilhaft bekannt in dieſer Stadt. Ich habe ein Elixir erfunden, welches Wunder wirkt; es iſt für beinahe alle Krankheiten gut; es hat ſogar Perſonen curirt, die von den Aerzten aufgegeben worden waren. Alle Leute können Ihnen ſagen, daß ich mich nicht rühme. Ueberdies weiß man, daß im Allgemeinen die Apotheker genöthigt ſind, auch in das ärztliche Fach etwas überzugreifen, denn täglich kommen unpäßliche Perſonen, ſie in Rath zu nehmen und ihren Fall vorzutragen. Alles dies zeigt, daß ich nöthigenfalls einen Doctor erſetzen kann. Und da Herr Mordicus nicht hier iſt, da er ſich nicht einmal in der Stadt befindet — er iſt nach Paris zu einer Wöchnerin gerufen worden — ſo biete ich Ihnen meine Dienſte an und bin bereit, Sie zu Herrn Martin zu begleiten, um der kranken Perſon meine Sorge zu widmen.«

Der junge Menſch ſcheint nachzuſinnen, ein ſchalkhaftes Lächeln ſchwebt über ſeine Lippen; endlich antwortet er:

»Gut, mein Herr, wenn Sie die Gefälligkeit haben wollen, ſo kommen Sie mit mir; Sie werden ſehen, ob Sie unſern Kranken curiren können.«

Poſtulant wirft einen triumphirenden Blick auf die Geſellſchaft; er knöpft ſeinen Ueberrock zu, ſucht ſeinen Hut und betaſtet ſeine Taſche.

»Ich habe nicht eine einzige Flaſche von meinem Elixir bei mir, und vielleicht wird die Anwendung desſelben ſehr nothwendig ſein. Es würde uns aufhalten, den Umweg zu meiner Apotheke zu machen. Madame Grospré, Sie müſſen von meinem Elixir zu Hauſe haben, ich habe Ihnen erſt unlängſt eine Flaſche gebracht . . .«

»Ja, ja... ich habe eine kaum angebrochene Flaſche.«

Digitized by Google

»Ich bitte Sie darum, ich werde Ihnen morgen eine andere geben.«

Die schöne Phöbe holt schnell ihre Flasche Elixir und gibt sie dem Apotheker. Dieser sagt nun zu dem Jüngling: »Gehen Sie, junger Herr, ich folge Ihnen.«

Aber in der Salonthür bleibt er stehen und wendet sich zu der Gesellschaft zurück:

»Ich glaube, daß ich recht schlau zu Werke gehe! Ich werde die bei Herrn Martin krank liegende Person kennen lernen; ich werde die Höhle des Bären betreten, ich werde sehen, ausspüren, beobachten. — Warten Sie hier Alle meine Rückkehr ab, denn ich werde Ihnen wahrscheinlich merkwürdige Dinge zu erzählen haben.«

»Ja, ja,« antwortet man von allen Seiten, »wir wollen Sie erwarten. Wir werden nicht von der Stelle gehen, bis Sie wieder hier sind, und müßten wir die ganze Nacht hier bleiben.«

»Gut, es bleibt bei der Abrede.«

Und Postulant eilt hinunter, um den vorausgehenden jungen Blousenträger einzuholen.

XV.

Wer der Kranke war.

»Wissen Sie wohl,« sagt Madame Postulant, nachdem sich ihr Gemal entfernt hat; »wissen Sie wohl, daß in der Handlung meines Gatten etwas Heldenmüthiges liegt?«

Digitized by Google

»Heldenmuth!« antwortet Monfignon, »wie ſo? Worin ſoll denn der Heldenmuth beſtehen? Es kommt ja täglich vor, daß ein Apotheker in Ermangelung eines Arztes einen Kranken beſucht.«

»Aber nicht unter gleichen Verhältniſſen,« entgegnet die Apothekerin. »Erſtens iſt es Nacht; ferner iſt das Spinathaus ſehr übel berüchtigt; endlich weiß er nicht, zu wem er geht. — Ich bedauere, daß er ſeinen Stockdegen nicht mitgenommen hat. Aber man konnte dieſen Fall nicht vorausſehen.«

»Erlauben Sie mir eine Bemerkung, Madame,« ſagt Clementine lächelnd; »der Knabe, der hier war ... denn er iſt faſt noch ein Knabe ... ſieht gar nicht aus wie ein Räuber, und ich glaube, daß man ohne Beſorgniß mit ihm gehen kann.«

»Madame, die Miſſethäter, die ruchloſen Menſchen bedienen ſich zuweilen junger, arglos ausſehender Leute, um die Opfer, auf welche ſie es abgeſehen, in die Falle zu locken ...«

»Ei, das wäre!« ſagt Madame Rifflard; »wenn Herr Poſtulant ausgeplündert würde ... welch' ein Bild!«

»O, ich fürchte nichts für ihn,« ſagt Mignonnette; »der Knabe war ſo hübſch!«

»Sie haben's ſchon zweimal geſagt,« flüſtert ihr Dupétral zu, indem er mit dem Fuß an den Stuhl des Fräuleins ſtößt.

»Herr Poſtulant wird gewiß nicht lange ausbleiben,« ſagt Monfignon; »denn ein Apotheker kann berufen werden, mancherlei Dienſte bei einem Kranken zu verrichten.

Digitized by Google

Wenn die Gesellschaft es wünscht, so will ich die Abenteuer Tartenpomme's zu Ende erzählen.

Dieser Vorschlag wird mit einem eben nicht schmeichelhaften Gemurmel aufgenommen, und um dasselbe minder bemerkbar zu machen, erwiedert Madame Grospré rasch:

»Nein, lieber Monfignon; in diesem Augenblicke ist unsere Phantasie anderweit beschäftigt; unsere Neugierde auf einen anderen Gegenstand gerichtet; wir würden Ihnen nicht mit gebührender Aufmerksamkeit zuhören. Sie können ja Tartenpomme's Geschichte in meiner nächsten Abendgesellschaft zu Ende erzählen.«

»In welcher ich dann nicht erscheinen werde,« sagt Dupétral leise.

Eine Viertelstunde verfließt, dann zwanzig, fünfundzwanzig Minuten, und der Apotheker kommt nicht zurück.

»Sie mögen sagen, was Sie wollen, ich bin unruhig,« sagt Madame Postulant, die aufgeregt im Salon auf- und abgeht. »Wenn mein Mann in einer halben Stunde nicht wieder da ist, so suche ich ihn.«

»Wir wollen Sie begleiten, Madame,« sagt Dupétral.

»Ja wohl, wir gehen Alle mit Ihnen,« fügt Monfignon hinzu. »Aber wir nehmen Waffen mit, man kann nicht wissen, was geschieht.«

»Wie viel Zeit braucht man von hier bis zu dem einsamen Landhause?«

»Etwa zehn Minuten.«

»Und er ist schon länger als eine halbe Stunde fort! Sie sehen, daß er schon wieder da sein sollte.«

Fünf Minuten verstreichen noch. Endlich thut sich die Salonthür rasch auf und Postulant erscheint.

Digitized by Google

»Gerettet! er iſt gerettet!« ruft ſeine Frau.

»Gott ſei Dank!« ſetzt Dupétral hinzu; »man darf die in jedem Drama vorkommenden Stoßſeufzer nicht vergeſſen.«

»Nun, was haben Sie zu erzählen? — Was haben Sie geſehen? — Was iſt's mit dem Kranken?«

Mit dieſen Fragen wird der verdrießlich und mürriſch ausſehende Apotheker von allen Seiten beſtürmt. Er tritt mitten in den Kreis und ſagt nach einigem Zögern:

»Der Patient war — der Eſel, und ich habe nur den Stall geſehen! — Sie können ſich denken, daß ich fortging, ohne mehr zu fragen. Madame Grospré, hier iſt Ihr Elixir; ich habe keinen Gebrauch davon gemacht.«

Die ganze Geſellſchaft iſt verblüfft. Einige Perſonen jedoch lachen ſich in's Fäuſtchen und zu dieſen gehört Monſignon; er freut ſich des Mißgeſchickes, das dem Apotheker widerfahren iſt.

»Allem Anſchein nach,« ſagt Madame Valbrun zu ihrer Couſine, »werden Sie ſich an Herrn Frémont wenden müſſen, um etwas über Herrn Martin zu erfahren.«

»Nein, Couſine; ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß man nicht glauben kann, was dieſer Frémont ſagt. Als man ihn fragte, wer der Herr ſei, für den er das Landhaus gemiethet, antwortete er dem Einen: »Er iſt ein vornehmer Herr, der ſich verſteckt;« — einem Anderen: »Er hat ſeine Gründe, die Einſamkeit zu ſuchen;« — einem Dritten: »Es iſt ein Geheimniß, das ich Ihnen nicht enthüllen kann.«

»Mir,« fügt Liroquet hinzu, »antwortete er in einem ſonderbaren Tone: »Suchen Sie es zu errathen!«

»Und mir,« ſagt der Apotheker, »antwortete er mit

Digitized by Google

einem schlechten Witz. Er sagte: »Sie werden es hintennach erfahren.«

»O, ich hab's pfiffiger gemacht!« sagt Monfignon, sich das Kinn streichelnd; »ich ging schnurstracks zu Frémont und sagte zu ihm: »Ihr Freund im Spinathause trägt einen sonderbaren Anzug; woher kommt er denn mit seinem Bandoleroshut?« Frémont, so unerwartet in die Enge getrieben, kratzte sich am Ohr und antwortete mir: »Das hat man nicht erfahren können.«

»Sie sehen, schöne Cousine, daß uns die Antworten Frémont's nicht auf die Spur gebracht haben. Aber auf unseren Spaziergängen in der Nähe des Landhauses haben wir den Räthselhaften gesehen. Er ist ein fürchterlicher Mensch!«

»Ist er so häßlich?«

»Das wohl nicht; aber sein ganzes Aussehen ist abschreckend. Er ist ein ungehobelter Bär, der den Kopf abwendet, wenn er an einer Dame vorübergeht, um nicht den Hut abnehmen zu müssen.«

»Ich fürchte mich vor ihm.« sagt die junge Madame Brenillet. »Ich hatte eben »die Mohikaner von Paris« von Alexander Dumas gelesen und ich dachte: »Das muß einer davon sein!«

»Eines kann ich nicht begreifen,« versetzt Sautrond, »nämlich seine trichterförmigen, großcarrirten Beinkleider. Das kleidet sehr schlecht. Aber einen Hut, wie er trägt, würde ich mir sogleich anschaffen, wenn er in die Mode käme. Man sieht unternehmender darin aus, als in unseren Hüten.«

Digitized by Google

»O, ſagen Sie das nicht, Herr Sautrond. »Es iſt ein abſcheulicher Hut, der das ganze Geſicht verbirgt.«

»Ich würde ihn nicht ſo tief in die Augen drücken, wie dieſer Herr.«

»Iſt Ihr Herr Martin jung oder alt?« fragt Madame Valbrun.

»Das iſt ſchwer zu ſagen.«

»Ich halte ihn für alt.«

»Ich halte ihn für jung.«

»Mir ſcheint er in mittleren Jahren zu ſein.«

»Sie ſagen, daß er die Menſchen fliehe; aber Herr Monſignon hat uns geſagt, man ſehe viele Leute zu ihm gehen und nicht wieder aus dem Hauſe kommen.«

»Das iſt richtig; aber wir meinen, daß er unſere Geſellſchaft, unſeren Umgang meidet. Die zu ihm gehenden Perſonen, die wahrſcheinlich aus Paris ſind, haben ein gar ſonderbares Ausſehen.«

»Ich ſah eines Tags einen vierzehn- bis fünfzehnjährigen Knaben, der eine Blouſe trug, zu ihm gehen.«

»Es iſt der Kleine, der vorhin hier war.«

»Nein, es war ein Anderer.«

»Alſo ein kleiner Range?«

»Ich will nicht behaupten, daß es ein Range war, aber er benahm ſich recht gemein. Er aß auf der Straße Kirſchen und warf die Kerne umher. Als er ſah, daß ich ſtillſtand, um ihn eintreten zu ſehen, ſtreckte er die Zunge aus und warf nach mir mit einem Kirſchkern, der mich zum Glück nicht traf.«

»Mein Gott! was für Menſchen gehen bei ihm aus und ein!«

Digitized by Google

»Ich habe eine recht hübsche Dame gesehen, die eine große lederne Tasche trug. Die Tasche war verschlossen und schien viele Sachen zu enthalten. Ich dachte: Die Dame kommt von der Eisenbahn; zu wem sie wohl geht? — Sie war recht gut gekleidet. Ich ging ihr nach, und als ich ihr schon ganz nahe war und ihr meine Dienste anbieten wollte, wie jeder feine, artige Mann thun muß, der eine Fremde ankommen sieht . . .«

»Ja, ja, Herr Liroquet, man weiß, daß Sie ein großer Freund des schönen Geschlechtes sind. Und was weiter?«

»Da hörte ich, daß sie sang, und was? . . . das Mirlitonlied!«

»O, entsetzlich!«

»Ich gestehe, daß es mich abschreckte. Ich ging langsamer und blieb zurück. Bald ging die Dame . . .«

»In das Spinathaus?«

»Nein, zu Herrn Frémont! aber sie kam bald mit ihm wieder heraus, und beide begaben sich zu dem Bären.«

»Ein Frauenzimmer, das dieses Lied singt! Wer mochte das sein?«

»In Paris singt es Jedermann,« sagt Dupétral.

»Was sagen Sie da, junger Mann! Sie werden uns doch nicht aufbinden, daß in Paris ein anständiges Frauenzimmer auf der Straße singe. Ich bleibe bei meiner Behauptung: dieser Mann geht mit sehr unanständigen, ja verdächtigen Leuten um.«

»Und der Esel!« fügt Monfignon mit Nachdruck hinzu. »Der Esel, auf welchem er diesen Morgen nach Hause kam! Was mag er mit dem Thiere machen?«

Digitized by Google

»Wahrſcheinlich will er ein Pferd daraus machen.«

»Ein prächtiges Thier iſt's, das iſt wahr, es iſt beinahe ein Maulthier. Es muß ein arabiſcher Eſel ſein.«

»Gibt's denn arabiſche Eſel?«

»Warum nicht? Es gibt ja berühmte Pferde in Arabien. Herr Poſtulant hat ihn geſehen, er kann uns ſagen wie er ausſieht.«

»Ich? Nein, ich habe ihn gar nicht angeſehen. Ich lief ſogleich wieder fort.«

»Es hat alſo Niemand von Ihnen mit Herrn Martin geſprochen,« erwiedert die junge Witwe lächelnd; »Niemand weiß alſo, wie er ſich ausdrückt. Sie urtheilen nur nach dem Schein.«

»Aber mich dünkt doch, liebe Couſine, daß man ſich wohl ein Urtheil erlauben darf, wenn der Schein ſo ſehr gegen Jemand iſt.«

»Ueberdies, ſchöne Dame,« verſetzt der Poet, der ſich alle Mühe gibt, zugleich geiſtreich und anmuthig zu ſcheinen, »wie kann man mit dem Herrn ſprechen? Er wendet ſich ja ab, wenn man ihn anſieht, oder er geht ſchneller, damit man ihn nicht einhole.«

»Ich glaube, daß er eine falſche Naſe hat!« fügt Mignonnette hinzu; »man pflegt ſolche Naſen im Carneval vorzubinden, wenn man ſich verkleidet.«

»O, das wäre zu arg,« erwiedert Madame Rifflard; »in unſerer Stadt mit einer falſchen Naſe herumzugehen! Es gibt hier gar nichts Falſches . . .«

»Ausgenommen die Haare, die Zähne und unterſchiedliche Wattirungen!« ſagt Dupétral leiſe zu Sautrond,

Digitized by Google

der in seiner Zerstreuung erwiedert: »Man wird jetzt wieder spitze Schuhe tragen.«

Die Gesellschaft spricht noch eine Zeit lang über den räthselhaften Fremden, der die Hausfreunde Grospré's so angelegentlich beschäftigt, daß sie vergessen, ihre Partie Whist oder Boston zu machen.

Endlich nimmt man Abschied von dem Bauunternehmer und seiner Ehehälfte, aber der hübschen Cousine empfiehlt man sich mit schnippischer Miene, weil sie den jetzt von ihr bewohnten Ort ein Städtchen genannt hat.

XVI.

Nächtliche Schrecken.

Es ist ein Uhr Nachts; die ganze Bewohnerschaft des Städtchens ist im Bett; ich will nicht behaupten, daß Jedermann schlafe, ich habe keine Gelegenheit gehabt es zu sehen. Plötzlich stört ein seltsames Geräusch die gewohnte Ruhe des Orts; wer schläft, erwacht; wer nicht schläft, lauscht.

Da das Geräusch nicht aufhört, sondern immer stärker wird, so reibt man sich die Augen und richtet sich im Bett auf. Andere springen aus dem Bett und eilen ans Fenster, um die Ursache dieses Geräusches, das ihre Ruhe stört, zu ermitteln.

»Grospré, hast Du's gehört?« sagt Phöbe, die es

Digitized by Google

nicht macht wie ihre Schutzpatronin, *) sondern sich mit ihrem Sonnengott zur Ruhe begibt.

Aber der Sonnengott schlief fest und schien keineswegs geneigt, der Mondgöttin zu antworten. Diese wird ungeduldig und kneift den emeritirten Herkules, der laut grunzt und verdrießlich fragt:

»Nun, was gibt's? Warum kneifst Du mich?«

»Fürchte nichts . . es geschieht nicht in der Absicht, die Du vielleicht vermuthest. Gott behüte! . . . Aber hörst Du denn nicht? Es geht etwas Außerordentliches in der Stadt vor. Ich glaube, es wird Generalmarsch geschlagen!«

»Generalmarsch! Wer sollte ihn denn schlagen? Wir haben ja keine Garnison hier.«

»Kann denn der Tambour der Nationalgarde nicht Generalmarsch schlagen?«

»Seine Trommel ist gesprungen, man muß eine andere kaufen.«

»Höre nur . . . es kommt näher.«

Der Bauunternehmer aber erhebt sich nicht; er wendet sich um und schläft wieder ein. Madame hingegen springt auf und öffnet rasch das Fenster.

Die Nacht war schön, der Mond, halb von Wolken verborgen, zeigte sich auf Augenblicke, um die gewöhnlich ruhigen Straßen des Städtchens zu beleuchten. Die Luft war lau, man konnte sich daher in dem einfachen Anzuge »einer dem Schlaf entrissenen Schönheit« ohne Gefahr ans Fenster stellen.

---

*) Phöbe, Name der Artemis als Mondgöttin.

Digitized by Google

Es waren auch viele Perſonen am Fenſter und ſprachen mit ihren Nachbarn nebenan oder gegenüber.

»Haben Sie's gehört, Nachbarin?« ſagt Madame Rifflard, die dem Hauſe Grospré gegenüber wohnte und die ſchnell eine Jacke angezogen und das Fenſter geöffnet hatte.

»Ei ja, Nachbarin, ich habe Mancherlei gehört; aber ich weiß nicht was es iſt. Ich bin ganz erſchrocken.«

»Ich auch. Ich habe beinahe meinen Nachttiſch umgeworfen. Monica, meine Magd, weckte mich aus dem beſten Schlaf mit dem Ruf: »Madame, es iſt Lärm auf der Straße! Man ruft Halt! und dann läuft man.« — Ich dachte: Bekommen wir etwa wieder eine Revolution? — Aber wenn man vier Männer gehabt hat, bekommt man ſo leicht keinen Schrecken. — Ich zog eine Jacke an und ſtand auf. — Schläft denn Herr Grospré?«

»Mein Mann? Ich habe ihn geweckt, aber ich glaube, daß er wieder eingeſchlafen iſt. Der Lärm ſcheint aufgehört zu haben . . . aber ich möchte doch wiſſen, was es war.«

»Warten Sie . . . hören Sie! Es fängt wieder an.«

»Ach ja! mein Gott, ich höre den Galopp der Pferde . . .«

»Und Geſchrei. Man ruft Ohe! Ohe!«

»Sollten es Koſaken ſein?«

»Wir ſind ja nicht im Kriege mit Rußland; wo ſollten ſie denn herkommen?«

»Im Jahre achtzehnhundertfünfzehn ſind hier in der Gegend viele einquartirt geweſen. Könnten nicht einige in der Nähe verſteckt geblieben ſein?«

Digitized by Google

»Dann könnten sie nicht mehr jung sein . . . und wären minder gefährlich.«

»Der Lärm ist jetzt in der nächsten Straße. Ah! da ist Jemand!«

»Madame, fürchten Sie sich nicht . . . ich bin's, Monfignon.«

Es war wirklich der kleine Mann, der in aller Eile aufgestanden war, um die Ursache des Lärms zu erfahren, und nur Beinkleider und einen Paletot angezogen hatte. Um den Leib hatte er sein Taschentuch gebunden. Er hatte seinen Tschako aufgesetzt, ohne seinen Foulard abzunehmen, dessen Zipfel auf seine Stirn hingen; dann hatte er sein Nationalgardegewehr genommen, und in der Hast hatte er statt des Säbels, den er nicht sogleich finden konnte, die Feuerzange ergriffen und in den Gürtel gesteckt. Er dachte, es sei doch eine Feuerwaffe.

In diesem Aufzuge hatte sich unser Poet eilends auf die Straße begeben. Da kein Pförtner in seinem Hause war, so hatte er selbst die Hausthür geöffnet; aber in dem Augenblicke, als er in der Thür erschien, lief ein von drei Personen verfolgtes Thier im Galopp vorbei. Die Verfolger rufen von Zeit zu Zeit, ihr Gespräch unterbrechend:

»Halt! Anakreon, halt! — Ha, der Schlingel, der Galgenstrick! — Er hetzt uns vielleicht die ganze Nacht umher. — Halt! halt! — O, der Lump! Wenn wir ihm einen Schrecken einjagen könnten!«

Diesen Worten folgte lautes Gelächter und Händeklatschen, der ganze Lärm zog sehr schnell vorüber.

Als Monfignon ein galoppirendes Thier und nacheilende, schreiende Leute sah, trat er schnell zurück und

Digitized by Google

ſchlug die Hausthür wieder zu. Als ſich der Lärm entfernt hatte, machte er die Thür wieder auf, trat muthig aus dem Hauſe und nachdem er ſich überzeugt hatte, daß Niemand mehr auf der Straße war, lief er vorwärts und rief:

»Hierher! zu den Waffen! Die Stadt iſt voll von berittenen Räubern! Wachet auf, theure Mitbürger, laßt Euch nicht im Schlaf überfallen!«

Und ſo kam das Männlein unter die Fenſter der Huldinnen Grospré und Rifflard.

»Was gibt's denn, lieber Monſignon? Ich bitte Sie um Alles in der Welt, reden Sie, geben Sie uns Aufklärung!« ruft ihm die Witwe Rifflard zu und neigt ſich dabei ſo weit aus dem Fenſter, daß ein Theil ihrer Reize aus der Jacke ſchlüpft und ſich auf die Straße ſtürzen zu wollen ſcheint.

»Was es gibt, meine Damen? Ich möchte Sie nicht gern erſchrecken, aber es iſt Gefahr, große Gefahr vorhanden.«

»Ach mein Gott! ich dachte es wohl —«

»Eine berittene Räuberbande galoppirt durch die Stadt, wahrſcheinlich in der Abſicht, Alles mit Feuer und Schwert zu verwüſten.«

»O Himmel! — Haben Sie die Unholde geſehen?«

»Ja wohl — als ich nämlich die Hausthür aufmachte, brauſte die Bande ſchreiend und brüllend an mir vorüber.«

»Sind's ihrer viele?«

»Ich hatte nicht Zeit, ſie zu zählen, ſie brauſten ſo ſchnell vorüber. Aber nach dem Lärm, den ſie machten, mußten's wohl zwanzig ſein.«

Digitized by Google

»Wir sind verloren! — Der brave Herr Monfignon hat sich auf die Straße getraut. Er hat sich nicht gefürchtet, sein Leben preiszugeben!«

»Ja, aber ich möchte Verstärkung haben; ich allein kann einer Räuberbande nicht die Spitze bieten. Wecken Sie also Herrn Grospré, er ist handfest, er stellt seinen Mann.«

»O, ich will ihn nicht wieder wecken, er ist nicht aus dem Schlafe zu bringen — er grunzt und legt sich auf die andere Seite. Uebrigens ist mein Mann nicht mehr so handfest, wie Sie glauben.«

»Aber,« entgegnete die Witwe Rifflard; »wenn die Räuber willens sind, uns im Schlafe zu überfallen, warum machen sie denn diesen furchtbaren Lärm?«

»Es muß eine absonderliche Tactik sein — sie müssen ihren Zweck dabei haben — — ha, da kommt Jemand. — Wer da?«

»Was! wer da? Selbst wer da? — Antwort oder ich gebe Feuer!«

Diese Antwort gab Postulant. Der Apotheker, im Nachtcamisol und Mütze, kam aus der Seitenstraße. Er trug schußfertig eine gewaltige Spritze, die er nicht mit Pulver, sondern mit Leinsamendecoct, mit welchem eine Apotheke für unvorhergesehene Fälle immer reichlich versehen ist, geladen hatte.

»Siehe da, Herr Postulant!« sagt das Männlein einigermaßen beruhigt. »Haben Sie die Räuber gesehen?«

»Ich habe Niemand gesehen, aber ich hörte Sie rufen: Hierher, zu den Waffen! Da stand ich auf, trotz meiner Frau, die mich nicht fortlassen wollte.«

Digitized by Google

»Und mit dieſem Sanitätsinſtrument wollten Sie feuern?«

»Nun, ich habe genommen, was eben zur Hand war. Es iſt nicht ſo ſchwer wie ein Stößel. — Es ſind alſo Räuber in der Stadt? Wo ſind ſie?«

»Sie galoppiren durch die Straßen —«

»Sie galoppiren! Das iſt ſehr ſonderbar.«

»Wir ſollten den Bürgermeiſter wecken.«

»Der Bürgermeiſter iſt nicht hier; er iſt auf drei Tage nach Paris gereiſt, um auf einem Billard ohne Bluſen ſpielen zu lernen.«

»Aber ich höre gar nichts. Ich glaube, Sie haben von Räubern geträumt, Herr Monſignon.«

»Geträumt! Was fällt Ihnen ein! Fragen Sie nur dieſe Damen, ob ſie nicht den Lärm, den die Spitzbuben machten, gehört haben.«

»Ja, ja!«

»Ach ja, ich habe ſehr viel gehört,« beſtätigt Phöbe und blickt zum Himmel auf.

In dieſem Augenblicke ertönen haſtige Fußtritte am Ende der Straße.

Monſignon fällt das Bajonett und der Apotheker hält ſeine Spritze in Bereitſchaft.

Digitized by Google

XVII.

Neues Mittel gegen Ohnmachten.

»Wer da? — Wer iſt da?« rufen die beiden Schildwachen faſt gleichzeitig. Madame Rifflard, die ihren Vertheidigern ſecundiren will, holt geſchwind zwei kupferne Caſſerole, ſchlägt ſie wie Becken an einander und accompagnirt dieſe Muſik mit ſehr kräftigen Flüchen.

Eine zitternde Stimme antwortet:

»Geben Sie kein Feuer — um des Himmels willen! — Es iſt ein Freund — ich bin's, Liroquet.«

»Es iſt Liroquet. — Treten Sie vor und ſtellen Sie ſich in Reihe und Glied.«

Der alte Hageſtolz hat einen noch ſeltſameren Anzug als die beiden Anderen, zu denen er ſich geſellt. In ſeinem Schrecken über Monſignon's Ruf zu den Waffen hat er vergeſſen, ſeine untere Hälfte mit dem üblichen Kleidungsſtücke zu verſehen; er hat dafür eine Schürze von ſeiner Haushälterin vorgebunden und ihre Haube mit breitem Spitzenbeſatz aufgeſetzt; über die Schultern hat er einen Mantel geworfen und in der Eile ſeinen Stockdegen genommen, den er wie eine Lanze trägt.

Wie die Haube und die Schürze der Haushälterin in Liroquet's Schlafzimmer kamen? Dies iſt ein Räthſel, deſſen Löſung wir nicht unternehmen.

Digitized by Google

Der alte Hageſtolz iſt ſo erſchrocken, daß er kaum ſprechen kann.

»Meine Herren — meine lieben Freunde — wiſſen Sie, was für eine Gefahr uns droht?«

»Wir wiſſen, daß Strolche in unſerer Stadt herumgaloppiren, und ſie können nur ſchlechte Abſichten haben.«

»Ei, was ſehe ich!« ſagt der Apotheker. »Herr Liroquet hat ſich in ein Frauenzimmer verkleidet.«

»Glauben Sie? — Es iſt wohl möglich, daß ich in der Eile und in der Verwirrung das Erſte, was zur Hand war, auf den Kopf ſetzte. — Meine Herren, die Bande iſt an meinem Hauſe vorbeigekommen, und wiſſen Sie, was ſie zurückgelaſſen haben? — Feuer!«

»Feuer?«

»Ja, ja, Feuer; ich habe es auf der Erde geſehen. Sie wollen die Stadt in Brand ſtecken, um uns dann in der Verwirrung zu beſtehlen.«

»Ach! das wäre ja —«

»Bum! —«

Madame Rifflard ſchlägt, als ſie von Brandſtiftung hört, ihre beiden Caſſerole mit aller Kraft zuſammen; es entſteht dadurch ein ſo dröhnender, weitſchallender Klang, daß man die Sturmglocke zu hören glaubt. Madame Grospré ſtößt einen furchtbaren Schrei aus. Die drei Männer auf der Straße fahren auf, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen. Monſignon läßt ſein Gewehr fallen, Liroquet verliert die Haube ſeiner Haushälterin und Poſtulant, der unwillkürlich ſeine Spritze drückt, ſendet auf die zitternde Phöbe einen Strahl Leinſamendecoct.

»Mein Gott! was bedeutet das Getöſe ſchon wie-

Digitized by Google

der?« sagt Monfignon, sein Gewehr aufnehmend. »Hat man eine Kanone abgefeuert?«

»Nein, nein! Ich war's mit einem Casserol,« erwiedert Madame Rifflard. »Ich wollte die Räuber in Schrecken jagen, wenn sie näher kämen.«

»Es ist eine sehr gute Idee. Sie können damit einen Theil der Stadt wecken. Man glaubt die Sturmglocke zu hören.«

»Und wenn alle Einwohner geweckt sind, werden die Räuber nicht mehr wagen, uns in Brand zu stecken, überall Feuer anzulegen.«

»Feuer!« sagt Madame Grospré, sich betastend. »Ich begreife nicht, wie Sie von Feuer sprechen können — ich bin ganz durchnäßt.«

»Madame Rifflard, noch einige Casserolschläge, dann werden wir gewiß Verstärkung bekommen.«

»Sehr gern, meine Herren. Sie sollen sehen, wie ich pauken kann!«

Der weibliche Blaubart schlägt nun wiederholt die Küchengeräthe an einander; sie schwingt die Lärminstrumente mit solcher Kraft, daß ein furchtbares Getöse entsteht. Mehre Einwohner eilen herbei, die Weiber in kurzen Röcken, die Männer im Nachtcamisol und Unterhosen; aber es ist Sommer, und es ist ein Glück für diese Leute, die sonst einen tüchtigen Schnupfen bekommen würden.

Das Getöse ist so stark, daß auch der vormalige Bauunternehmer erwacht.

»Bringt man uns denn eine Katzenmusik?« ruft er seiner Gattin zu. »Was bedeutet das? Wir sind ja keine Neuvermälten.«

Digitized by Google

»O gewiß nicht,« erwiedert Phöbe; »eine ſolche Täuſchung iſt nicht möglich.«

Monfignon, über das Erſcheinen der Einwohner erfreut, ſchickt ſich bereits an, ſie als ſpaniſche Reiter mitten auf der Straße aufzuſtellen; aber der Lärm, den Madame Rifflard macht, iſt lauter als ſein Commando. Er ruft der Dame zu, ihre Caſſerole ruhen zu laſſen; allein die Witwe verſteht den Poeten nicht und arbeitet ununterbrochen mit einer Kraft, welche ſie zum Beckenſchläger im Orcheſter des Circus befähigt hätte.

Lautes Gelächter verändert plötzlich die Scene. Es iſt der große Dupétral, der ſich den Bauch hält, als er die Anzüge der Herren ſieht, und ihnen zuruft:

»Was in aller Welt treiben Sie denn? Was bedeutet der Lärm, den Madame Rifflard an ihrem Fenſter macht? Sie ſcheint die Leute herbeizulocken wie die Seiltänzer. — Und dieſes Gewehr ... dieſe Spritze ... und dieſe Anzüge. — Ha! ha! ha! Sind wir denn ſchon im Carneval?«

»Junger Mann, lachen Sie nicht! Es iſt hier keine Urſache zum Lachen,« antwortet Monfignon, indem er ſeinen Tſchako und die Zipfel ſeines Kopftuches zurückſchiebt. »Sie wiſſen vermuthlich nicht, daß berittene Mordbrenner durch die Stadt galoppiren und in den Straßen Feuer ausſtreuen.«

»Mordbrenner!... Hier in der Stadt? ... Wo haben Sie welche geſehen? Ich habe nur den Bewohner des Spinathauſes, Herrn Martin, geſehen; er läuft mit zwei Freunden hinter ſeinem Eſel her, der aus dem proviſoriſchen Schoppen, den man ihm angewieſen, entwiſcht

Digitized by Google

iſt und zu ſeinem Privatvergnügen durch die Stadt galoppirt. — Ich weiß nicht, was für ein Mittel Herr Poſtulant dieſem Eſel applicirt hat, aber das Thier ſcheint Feuer im Leibe zu haben.«

Dieſe Worte vertreiben den Schrecken von allen Geſichtern. Madame Rifflard ſtellt ſogar das Beckenſchlagen ein, um zuzuhören.

»Aber das Feuer, das ſie auf ihrem Wege zurückgelaſſen haben!« wendet Liroquet ein; »ich hab's ſelbſt auf der Erde geſehen.«

»Die Herren haben Cigarren geraucht, während ſie dem Eſel nachliefen, und vielleicht einige noch brennende Stümpfe weggeworfen, wie die Raucher zu thun pflegen.«

Dieſe Erklärung vertreibt vollends die Angſt der auf das Lärmzeichen herbeigeeilten Perſonen. Männer und Frauen begeben ſich wieder zur Ruhe und ſagen verdrießlich:

»Es war wirklich nicht der Mühe werth, dieſen Höllenlärm zu machen und die ganze Stadt in Aufruhr zu bringen . . . wegen eines Eſels, der ſich losgeriſſen hat!«

»Und dieſer Monfignon ruft: Zu den Waffen! Er hat uns nur gefoppt.«

»Wenn er ein andermal um Hilfe ruft, ſo laſſe ich mich nicht ſtören.«

»Aber der alte Liroquet ſah doch mit ſeiner Küchenſchürze und ſeinem Mantel recht drollig aus.«

»Und eine Haube von ſeiner Haushälterin hat er aufgeſetzt! Ei,... der alte Gaudieb! Er hatte die Haube alſo zur Hand?«

»Es ſcheint ſo. — Und Poſtulant, der eine Spritze

Digitized by Google

genommen hatte ... er will immer ſein Geſchäft betreiben!«

Die drei Perſonen, welche dieſes Geſpräch anging, geben ſich das Anſehen, als ob ſie es nicht hörten und bleiben auf der Straße, während ſich die anderen Einwohner entfernen. Monſignon will den von Dupétral gegebenen Erklärungen durchaus keinen Glauben beimeſſen. Er geht mit dem Gewehr auf der Schulter vor Grospré's Hauſe hin und her.

»Ich glaub's nicht,« ſagt er; »ich laſſe mir nicht aufbinden, daß ein Eſel allein ſo viel Spectakel machen könne. Dupétral deutet es in ſeiner Weiſe; ich gebe mich nicht zufrieden, bis ich die Ruheſtörer geſehen, mit meinen eigenen Augen geſehen habe.«

»Ihr Wunſch wird ſogleich erfüllt werden,« erwiedert der junge Dupétral. »Dort kommt der Eſel im vollen Galopp die Straße herab. Es ſcheint, daß ſie ihn noch nicht eingeholt haben.«

Der Galopp des Thieres jagt dem alten Liroquet einen neuen Schrecken ein; aber Monſignon, der im Mondſchein ſieht, daß es ſich nur um einen Eſel handelt, ſtellt ſich mitten auf die Straße, hält ſein Gewehr in die Quere und ruft:

»Alle Wetter! Ich werde es aufhalten, das verwünſchte Thier, das uns im Schlafe ſtört. Ich werde dieſen Herren zeigen, daß ich mehr vermag, als ſie Drei!«

Die Situation wird nun höchſt ſpannend. Liroquet und der Apotheker drücken ſich ans Haus. Der Letztere hält ſein Inſtrument in Bereitſchaft; der junge Mairiebeamte ſteht lachend auf der andern Seite der Straße; die

Digitized by Google

beiden Damen Rifflard und Grospré ſtehen am Fenſter, ſich weit hinausneigend, und die Witwe hält die beiden Caſſerole, mit denen ſie ſo gewaltige Klangeffecte erzielt hat, noch in der Hand; endlich mitten auf der Straße ſteht Monſignon mit quergehaltenem Gewehr. Aber als der Eſel näher kommt, bückt ſich der Poet und liegt faſt platt auf der Erde, als ihm das Thier bis auf einige Schritte nahegekommen iſt. Madame Rifflard, die den Poeten in Gefahr glaubt, ſchlägt wieder mit aller Gewalt ihre kupfernen Geſchirre zuſammen, ſie hofft den Eſel dadurch zu erſchrecken und aufzuhalten. Dieſes unerwartete Getöſe jagt dem Eſel auch wirklich einen Schrecken ein; aber ſtatt ſtillzuſtehen, nimmt er einen neuen Anlauf und ſpringt über das völlig zuſammengekauerte Männlein hinweg.

Bald eilen auch die drei Verfolger Anakreon's herbei und ſpringen ebenfalls über den auf dem Steinpflaſter liegenden Poeten hinweg, ohne ihn zu berühren.

»Ei! ſo wehren Sie einen Eſel ab!« ſagt Dupétral nähertretend. »Es war nicht der Mühe werth, ſich mitten auf die Straße zu ſtellen, um niederzuhocken und Menſchen und Vieh über ſich hinwegſetzen zu laſſen.«

Monſignon rührt ſich nicht und gibt keine Antwort.

»Ach, mein Gott, er iſt verwundet!« rufen Poſtulant und Liroquet.

»Verwundet!« wiederholen die beiden Damen. »Warten Sie . . wir kommen, wir wollen ihm helfen.«

»Bringen Sie von meinem Elexir mit, wenn Sie es vorräthig haben,« ruft ihnen Poſtulant zu; »ich will ihm

Digitized by Google

einige Tropfen davon eingeben, es wird ihn ſchnell wieder zur Beſinnung bringen.«

»Er kann nicht verwundet ſein,« entgegnet Dupétral. »Ich habe den Eſel beobachtet; er ſprang wie ein Rennpferd über ihn hinweg und hat ihn nicht berührt.«

Die beiden Damen kommen in einem durch die Umſtände zu entſchuldigenden Negligé auf die Straße. Phöbe trug unter dem Arm eine Flaſche Kölnerwaſſer und ein Glas Räubereſſig, in der Hand ein Fläſchchen Meliſſengeiſt.

Die Witwe Rifflard hatte in der Eile eine Flaſche Aniſette, ein Stück Bimsſtein und ein Papier mit Roquefortkäſe zuſammengerafft.

Man umringt den Poeten, der immer regungslos auf dem Steinpflaſter liegt. Madame Grospré beſprengt ihn mit Kölnerwaſſer; Madame Rifflard macht eine halbe Schwenkung um ihn und erbietet ſich, ihn mit ihrem Bimsſtein zu reiben. Poſtulant aber mahnt unaufhörlich:

»Wir ſollten ihm von meinem Elixir eingeben. Ach, wenn wir's hier hätten, wäre er ſchon wieder auf den Füßen!«

Aber Dupétral, der ſich der Witwe Rifflard genähert hat, ruft auf einmal:

»Madame, was haben Sie denn in dem Papier? Es riecht ſehr ſtark!«

»Ich weiß wahrhaftig nicht . . . ich habe genommen, was eben zur Hand war. Ich glaubte, dieſes Papier enthalte ein Stück Kampher.«

»O nein, Kampher iſt es nicht. Erlauben Sie . . .«

Dupétral nimmt das Papier, macht es auf und ſieht

Digitized by Google

ein Stück Käse, in welchem sich die Würmer häuslich eingerichtet hatten. Er bricht in ein lautes Gelächter aus; dann nähert er sich dem Poeten und schiebt Phöbe, die den letztern mit Kölnerwasser begoß, auf die Seite.

»Erlauben Sie, Madame,« sagt er zu ihr, »ich glaube, daß ich ihn leichter zur Besinnung bringen werde.«

Er hebt nun Monfignon's Kopf auf und hält ihm das Stück Roquefortkäse unter die Nase. Der Poet fährt rasch auf und ruft:

»Alle Wetter! was hat man mir unter die Nase gehalten? . . . Es ist ja entsetzlich! Sie vergiften mich. — Pfui! weg damit . . . es ist schlimmer als Chlor!«

»Sie sehen wohl, daß ich Recht hatte, diesen Käse anzuwenden; Sie haben sogleich die Sprache wieder bekommen.«

»Käse! . . . Sie wenden Käse an, um einen Ohnmächtigen zur Besinnung zu bringen! . . . Pfui! das ist nicht poetisch!«

»Das ist wohl möglich; aber es ist wirksam, und zwar rasch wirkend.«

»Sind Sie verwundet, lieber Monfignon?«

»Ich weiß nicht, Madame . . . aber höchst wahrscheinlich bin ich's.«

»Wo denn, lieber Freund?«

»An der linken Seite habe ich die größten Schmerzen. — Au weh! Der Esel hat mich getreten.«

»O nein, er hat Sie gar nicht berührt; er sprang sehr gut.«

»Dann müssen mich die Schnapphähne verwundet haben.«

Digitized by Google

»Auch nicht! ich habe sie genau beobachtet.«

»Kurz und gut, ich fühle große Schmerzen in der linken Seite.«

Monfignon dreht sich um und man bemerkt die Feuerzange, die aus dem Gürtel in die Beinkleider gerutscht ist und ihn in der Seite gedrückt hat.

»Nun, wenn Sie auf dieses Instrument gefallen sind, ist's nicht zu verwundern, daß Sie sich weh gethan haben,« sagt Dupétral, die Zange hervorziehend. »Was wollten Sie denn mit diesem Kamingeräth?«

»Ich konnte meinen Säbel nicht finden, und ich nahm die Feuerzange, um doch etwas im Gürtel zu haben. — Ich glaube wirklich, daß ich mir weh gethan. Ich möchte in meinem Bette sein; aber ich weiß nicht, ob ich gehen kann. Die Zange hat mir eine Rippe eingedrückt.«

»Ich will Ihnen den Arm geben und Sie nach Hause führen,« sagt Dupétral.

»Ich nehme es an. — Ach! meine Damen, welch eine schreckliche Nacht! Und der verwünschte Martin trägt die ganze Schuld; denn er oder sein Esel, das macht keinen Unterschied.«

»Gehen Sie zu Bett, armer Monfignon. Ich bin der Meinung, daß wegen der Störung, die der Esel dieses Herrn in unserem Orte verursacht hat, morgen beim Bürgermeister Klage zu führen ist.«

»Der Bürgermeister ist ja nach Paris gereist, um auf einem Billard ohne Blusen spielen zu lernen.«

»Dann muß man sich an den Adjuncten wenden.«

»Er hat sich gestern impfen lassen und hütet das Bett.«

Digitized by Google

»Wie! er hat ſich impfen laſſen! ein Mann von fünfundvierzig Jahren! . . . War er denn noch nicht geimpft?«

»Allerdings; aber heutzutage läßt man ſich nachimpfen, es iſt ſo Mode.«

»Gute Nacht. Gehen Sie zu Bett und ſchwitzen Sie. — O, welche Nacht!«

»Angenehme Ruhe, meine Damen. — Ei! die Herren Poſtulant und Liroquet ſind ſchon fortgegangen.«

»Es war Zeit,« ſagt Dupétral. »Herr Liroquet hätte ſonſt ſeine Schürze verloren.«

Die Damen ziehen ſich mit Sack und Pack in ihre Wohnungen zurück, und Monſignon begibt ſich, auf den Arm des jungen Mairiebeamten geſtützt, hinkend nach Hauſe. Dupétral hat das Stück Roquefort in die Taſche geſteckt; er denkt, der Käſe müſſe, trotz ſeiner mehr als pikanten Einwirkung auf die Geruchsnerven, delicat ſein.

XVIII.

Ein Windſtoß.

Die Ereigniſſe der Nacht geben am andern Morgen den Stoff zu allen Geſprächen; aber Jedermann erzählt ſie in ſeiner Weiſe, es gibt nicht zwei Erzählungen, die einander gleichen. Geſchwätzigen Leuten iſt jede Neuigkeit willkommen.

Monſignon hütet in Folge der Verletzung, die er ſich mit der Feuerzange gemacht, vier Tage das Bett. Sein Haß gegen Martin iſt ſo groß geworden, daß er ein

Digitized by Google

Epigramm zu Tage fördert, welches er, sobald er wieder ausgehen kann, allen Leuten herzusagen gedenkt.

Das Epigramm lautet folgendermaßen:

Ein Fremder kam in unser Land
Mit seinem Esel an der Hand.
Was will er hier? Auf mein Gewissen,
Ich werde es zu hindern wissen!

Das Sinngedicht wird sehr schön gefunden. Madame Rifflard lernt es auswendig und läßt es ihre Dienstmagd lernen. Mademoiselle Mignonnette sagt es den ganzen Tag ihrem Oheim vor; aber Boulingrin findet es nicht nach seinem Geschmack; er antwortet seiner Nichte:

»Was will denn dein Poet zu hindern wissen? Er sagt's nicht und weiß es vielleicht selbst nicht. Sein Gedicht ist unklar.«

»Onkel, es ist ja eine Satyre auf den Fremden und dessen Esel.«

»Dadurch wird's nicht besser.«

Und Dupétral sagt lachend: »Der arme Monsignon! er konnte dem Esel des Herrn Martin nicht wehren, über ihn hinwegzuspringen und auch die Verfolger konnte er nicht aufhalten. Sein Gedicht ist eine Prahlerei.«

Madame Valbrun, deren Wohnung nicht die Aussicht auf die Straße hatte, war ruhig im Bett geblieben, während alle Leute draußen waren. Sie hatte viel gehen und kommen gehört, die dröhnenden Cassseroleschläge waren bis zu ihren Ohren gedrungen; aber die junge Witwe wußte schon, daß sie sich mitten unter einer Bevölkerung befand, die wegen unbedeutenden Dingen viel Lärm zu machen

Digitized by Google

pflegte; sie hatte daher ruhig den anderen Morgen abgewartet, um die Ursache der nächtlichen Störung zu erfahren.

Die zartfühlende Phöbe erzählt ihr die Ereignisse der Nacht und ermangelt nicht, den Muth Monfignon's zu rühmen. Er habe sich, sagt sie, quer über die Straße gelegt, um den Esel und dessen Verfolger aufzuhalten, und dieser Plan sei nur an einer Feuerzange gescheitert, die den Poeten in seinen Bewegungen gehindert habe.

Madame Rifflard schildert noch ausführlicher die Gefahren, denen sich Monfignon ausgesetzt, und jede dieser Damen verwünscht schließlich den Bewohner des Spinathauses, als die erste Ursache dieser ganzen Ruhestörung.

Wenn eine Dame viel Böses von Jemand hört, wenn sie sieht, wie dieselbe Person täglich der Gegenstand alberner Klatschereien und böswilliger Verdächtigungen ist, so kann man versichert sein, daß die Dame dadurch sehr neugierig wird, die vom allgemeinen Haß verfolgte Person kennen zu lernen. Diese Neugierde ist noch größer, wenn es sich um einen Herrn handelt.

Clementine wäre keine Evastochter gewesen, wenn sie diese Neugierde nicht gefühlt hätte, und ohne sich ihres Wunsches deutlich bewußt zu werden, lenkt sie auf Spaziergängen, in der ihr am meisten zusagenden Gesellschaft eines Buches, unwillkürlich ihre Schritte in die Nähe des einsamen Landhauses, in welchem es einem Engländer in Folge einer zarten Aufmerksamkeit seines Dieners endlich gelungen war, sich zu erhängen.

Zur Entschuldigung ihrer Neugierde hätte Madame Valbrun den ihr begegnenden Personen sagen können, daß gerade diese Seite der Umgebung die angenehmsten

Digitized by Google

Aussichtspunkte, die freundlichsten Partien darbiete; daß der Garten ihrer Cousine Grospré allerdings sehr hübsch sei, daß man aber nicht in die Provinz gehe, um sich Tag für Tag auf einen Garten zu beschränken; daß es überdies, wenn Herr Grospré mit seinen Freunden in den Garten komme, nicht möglich sei, daselbst ungestört zu lesen, da die Herren ihre Gespräche mit lautem Gelächter, welches den dröhnenden Beckenschlägen der Madame Rifflard noch überlegen, zu würzen pflegten.

Madame Valbrun sagte alles dies nicht; sie pflegte zu thun, was ihr gefiel, ohne sich um das Gerede der Leute zu kümmern und sie hatte vollkommen Recht. Ueble Nachreden fürchten ist ein Zeichen von Beschränktheit, geistreiche Menschen setzen sich über eine Menge Plackereien und Gebräuche hinweg, die nur von Dummköpfen oder Heuchlern geachtet werden. Die Letzteren machen's hundertmal schlimmer als die, welche man verlästert, aber sie besitzen die Gabe, den Schein zu retten — jenen Vorhang, hinter welchem so Vieles geschieht, den man aber beständig geschlossen halten muß.

Clementine ging also außerhalb der Stadt spazieren; sie hielt ihr Buch aufgeschlagen in der Hand, ohne jedoch sehr aufmerksam darin zu lesen. Sie war eben an dem Landhause, welches der räthselhafte und vielbekrittelte Fremde bewohnte, vorübergegangen; sie hatte diese Wohnung, von der man so viel sprach, in Augenschein genommen und nichts Außerordentliches daran bemerkt. Die Fensterläden im Erdgeschoß waren geschlossen, aber im ersten Stock waren alle Jalousien offen.

Die junge Witwe ging jenseits des Landhauses auf

Digitized by Google

ein kleines, nicht ſehr dichtes Gehölz zu, in welchem man jedoch Schatten genug finden konnte, um einen Augenblick auszuruhen. Das bisher ſehr ſchöne Wetter fing an ſich zu trüben. Ein heftiger Wind erhob ſich; auf den Spinatfeldern konnte er keinen Staub auftreiben, ſetzte aber die Zweige der Bäume, denen ſich unſere Spaziergängerin näherte, in ſtarke Schwankungen.

Clementine war nur noch etwa hundert Schritte von dem kleinen Gehölz, als ein Windſtoß ihr den großen Strohhut vom Kopfe riß. Der Hut hätte ſollen unter dem Kinn feſtgebunden werden; aber es war ſo ſchön geweſen, als die junge Witwe ausgegangen war, daß man dieſen Sturm nicht erwarten konnte. Und nahm es ſich nicht hübſcher aus, die breiten roſenfarbenen Hutbänder flattern zu laſſen?

Ein ſolcher Unfall ereignet ſich immer ſo plötzlich, daß der Hut ſchon weit entfernt iſt, wenn man bemerkt, daß man ihn nicht mehr auf dem Kopfe hat. Die junge Frau fühlte nur, daß ihr Kopfputz in Unordnung kam; ſie griff mit beiden Händen nach dem Kopfe . . . und ſchon war ihr Hut, vom Winde getrieben, zwanzig Schritte von ihr entfernt. Sie will ihn einholen, aber der Wind iſt ſchneller als ihre Füße, der Hut nimmt immerfort Reißaus. Als ſie ihn endlich zu erhaſchen hofft, fängt ſich ein heftiger Windſtoß unter dem Hut und treibt ihn in die Höhe wie einen Papierdrachen. Auf dieſer Luftfahrt bleibt der Hut an dem ziemlich hohen Aſte eines Nußbaumes, am Ende eines Spinatfeldes hangen.

„Ach, mein Gott! da hängt er!“ ſagt Madame Valbrun mit tragi-komiſchem Tone und betrachtet mit trübſeli-

Digitized by Google

ger Miene den hübschen Strohhut, dessen rosenfarbene Bänder um den Ast, der auf diesen lieblichen Schmuck stolz zu sein schien, gewunden waren. Und natürlich sieht sich die junge Dame nach allen Seiten um, sie hofft einen der zahlreichen Straßenjungen zu bemerken, die sich auf dem Lande herumzutreiben pflegen und eben so leicht auf einen Baum klettern, wie andere Leute eine Treppe besteigen.

Aber es war Niemand zu sehen . . . nicht ein einziger von den kleinen Buben, die aus der Erde zu kommen scheinen, wenn man allein sein möchte. Es ging ihr wie mit den Fiakern, wenn's regnet: wenn man einen braucht, findet man keinen.

Die junge Frau blickt nun traurig nach dem Aste, der ihren Hut festhält. Aber . . . oder Wunder! Auf dem Nußbaume sitzt ein Mann; er ergreift nicht ohne Gefahr den am Ende des Astes hangenden Hut, macht ihn vorsichtig los und klettert noch vorsichtiger herunter, um den Hut nicht zu beschädigen. Als er endlich den Erdboden erreicht hat, eilt er auf Clementine zu, überreicht ihr den zerbrechlichen Gegenstand und sagt mit großer Artigkeit:

»Nehmen Sie, Madame; ich hoffe, daß er auf seiner Luftfahrt keinen Schaden genommen.«

Madame Valbrun, sehr erfreut wieder in den Besitz ihres Hutes zu kommen, dankt dem Unbekannten, bedeckt schnell ihr im Winde flatterndes Haar, und nachdem sie die Hutbänder unter dem Kinn festgeknüpft, mustert sie den Herrn, der eine Blouse von ungebleichter Leinwand, weite, gewürfelte Beinkleider und einen zugespitzten grauen Hut mit breitem Rande trägt. — »So hat man mir den Anzug des Herrn Martin geschildert,« denkt sie. »Ja, so

Digitized by Google

ſoll er gekleidet ſein. Man hat freilich behauptet, er ſei abſchreckend von Geſicht, und dieſer iſt es keineswegs. Er trägt wohl einen Vollbart, aber ſelbſt in Paris iſt es keine Seltenheit und man ſieht es bei ſehr anſtändigen Männern. Aber trotz dieſes ſtarken ſchwarzen Bartes ſcheint mir dieſer Herr gar nicht übel . . . er iſt jung und hat ein ſehr feines Benehmen.«

Um dieſe Bemerkungen zu machen, bedurfte es für Clementine nur eines Blickes; denn wir Männer haben keinen Begriff von der feinen, raſchen Beobachtungsgabe der Frauen; ſie haben wahrſcheinlich in ihrem Augapfel etwas, das uns fehlt.

Als Madame Valbrun ihren Strohhut wieder aufgeſetzt und feſtgebunden, fügt ſie hinzu:

»Ich ſchätze mich ſehr glücklich, mein Herr, daß Sie hier in der Nähe waren, und ich ſage Ihnen meinen verbindlichſten Dank; denn mein Hut hatte einen ſehr hohen Platz, und zumal am Ende eines Aſtes, der mir nicht ſehr ſtark zu ſein ſcheint. Es war gewiß gefährlich, ihn dort zu holen.«

»Das habe ich nicht bemerkt, Madame; ich ſah Ihren Hut an einem Aſt hängen. Ich dachte wohl, daß Sie ihm dieſen luftigen Platz nicht angewieſen und daß Ihnen der Wind dieſen böſen Streich geſpielt hatte. Ich kletterte raſch auf den Baum, um Ihnen den Hut, der Ihnen ſo hübſch ſteht, ſogleich zurückzugeben. Ich bin überzeugt, daß jeder Mann, der nicht am Podagra leidet, es eben ſo gemacht hätte.«

Dieſe Antwort wurde mit der Gewandtheit und Artigkeit des feinen Weltmannes gegeben. Die kleine

Digitized by Google

Schmeichelei, die sich einschlich, wurde in so natürlicher Weise gesagt, daß man wohl berechtigt war, sie für Wahrheit zu halten.

Wie kann man aber den feinen Ton, die ungezwungene Artigkeit dieses Herrn mit den haarsträubenden Geschichten vereinigen, die über Martin erzählt werden? Und so denkt auch Clementine: Er kann's nicht sein!

Sie will aber vor Allem Gewißheit haben

»Mein Herr,« erwiedert sie, »Sie wollen keinen Dank für Ihre Gefälligkeit; aber Sie werden mir wenigstens erlauben, dem Zufall zu danken, der Sie gerade zur rechten Zeit in meine Nähe führte, um mir zu Hilfe zu kommen.«

»Der Zufall, Madame, hat nichts damit zu thun, denn ich bewohne seit einigen Wochen jenes alleinstehende Landhaus . . .«

»Wie! Sie wohnen in dem Hause dort?«

»Ja, Madame, ich wohne in dem Spinathause. Ich weiß wohl, daß man ihm diesen Spitznamen gegeben hat. Man nennt es auch das Haus des Gehängten, denn man ist hier sehr erfinderisch in Spottnamen.«

»Dann sind Sie also . . . Herr Martin?«

Der Herr in der Blouse verneigt sich lächelnd und antwortet:

»Ja, Madame, ich bin's.«

»Ach! Herr Martin, wenn Sie wüßten, wie angelegentlich man sich in diesem Städtchen mit Ihnen beschäftigt! Sie ahnen wohl nicht, welches Aufsehen Sie hier machen, welche Unruhe, welchen Schrecken sogar Sie den Leuten verursachen.«

Digitized by Google

»Wie, ſogar Schrecken? Ich hätte nicht geglaubt, daß ich ſo fürchterlich ſei. — Was habe ich denn gethan, um die Bewohner dieſes Städtchens ſo zu beunruhigen? Ich, hoffe, Madame, daß Sie dieſe Unruhe nicht theilen.«

»Was wiſſen Sie davon?«

»Ich weiß, daß Sie eine Pariſerin ſind; daß Sie erſt ſeit Kurzem hier im Orte wohnen und daß Sie wahrſcheinlich nicht die Abſicht haben, Ihren dauernden Wohnſitz hier zu nehmen.«

»So! Das Alles wiſſen Sie? Für einen Mann, der keinen Umgang im Orte hat, ſcheinen Sie mir gut unterrichtet zu ſein.«

»Mein Freund Frémont, der dieſes Landhaus für mich gemiethet, hat mir Manches von den Einwohnern, ihren Sitten und Gewohnheiten erzählt, und ich muß Ihnen geſtehen, Madame, daß dieſe Schilderung mich bewogen hat, jeden Verkehr mit den Kleinſtädtern zu meiden. Ich weiß wohl, daß die Bewohner kleiner Städte im Allgemeinen neugierig, geſchwätzig, zudringlich ſind und gern ſchlecht von Andern ſprechen; mein Freund Frémont ſagte mir, daß es hier noch ſchlimmer ſei als anderswo. Ich habe dieſes Landhaus gemiethet, um die Ruhe und Stille des Landlebens zu genießen, um ungeſtört zu arbeiten, um zumal die zudringlichen, läſtigen Menſchen zu meiden; ich habe mir daher vorgenommen, mit den Bewohnern des Orts gar keinen Umgang anzufangen; aber ich hätte nie gedacht, daß ihnen meine Nachbarſchaft einen Schrecken einjagen könnte.«

»Ihre Nachbarſchaft, Herr Martin, beunruhigt ſie gerade nicht, ſondern . . . doch ich weiß wahrlich nicht, ob

Digitized by Google

ich Ihnen alle Albernheiten, zu denen Ihre Anwesenheit Anlaß gibt, erzählen soll . . .«

»Erzählen Sie nur, Madame, ich versichere, daß es mich sehr unterhalten wird.«

Und der bärtige Herr setzt mit jenem komischen Ernst, durch welchen Grassot das Theaterpublicum in die ungeheuerste Heiterkeit zu versetzen pflegte, hinzu:

»Madame, ich bin auf Alles gefaßt. — Hält man mich für einen Räuberhauptmann?«

»Das wohl nicht . . . so arg ist's nicht.«

»Nicht so arg? Dann bin ich also nur ein gemeiner Räuber?«

»Lassen Sie mich gefälligst zu Worte kommen . . .«

»Verzeihen Sie, Madame. — Aber ich halte Sie hier auf freiem Felde auf, wo nicht einmal ein Platz zum Sitzen ist. Mich dünkt, daß wir uns unter jenen großen Baum setzen könnten, der das Glück gehabt hat, eine kleine Weile Ihren Hut zu tragen . . . wenn Sie nicht etwa fürchten sich zu compromittiren, falls man Sie an meiner Seite sitzen sähe.«

Madame Valbrun lächelt und wendet sich zu dem kleinen Rasenhügel, der eine natürliche Bank bildet.

»Ich glaube wirklich,« erwiedert sie, »daß es wenige Damen der Stadt wagen würden, an Ihrer Seite Platz zu nehmen; aber Sie wissen ja, daß ich hier ebenfalls fremd bin.«

Die junge Witwe und der Herr in der Blouse setzen sich unter den großen Baum. Clementine kommt mit Martin bald in ein lebhaftes Gespräch, als ob sie einander schon lange gekannt hätten; sie hatten sich gegenseitig sogleich ver-

Digitized by Google

ſtanden und Gefallen an einander gefunden; ſie hatten errathen, daß ſie den gleichen Geſellſchaftskreiſen angehörten und denen des Städtchens fernſtanden.

XIX.

Unter einem Baume.

»Wenn Sie erlauben,« beginnt Clementine, »ſo will ich von vorne anfangen.«

»Wenn Sie wollen, Madame.«

»Ich beginne alſo mit Ihrer Ankunft. Sie haben bei den Notabilitäten dieſes Ortes Ihren pflichtſchuldigen Beſuch nicht abgeſtattet. Dies iſt die erſte Beſchwerde, die man über Sie führt.«

»Das iſt richtig; aber da ich mit Niemand zu thun haben wollte, ſo ſehe ich die Nothwendigkeit nicht ein, Beſuche zu machen.«

»Zweitens: Ihr — mein Gott! ich weiß nicht, ob ich's Ihnen ſagen darf —«

»Ich bitte Sie, Madame, Alles zu ſagen.«

»Nun, Ihr Anzug hat etwas Originelles, das den hieſigen Einwohnern ſogleich auffiel; man weiß hier nicht, daß ſich in Paris Jedermann kleidet, wie es ihm beliebt, vorausgeſetzt, daß der Anſtand dadurch nicht verletzt wird.«

»Und ich glaube doch, Madame, daß mein Anzug durchaus nicht anſtößig iſt.«

»Sie haben vollkommen Recht.«

»Man hat es alſo übel genommen, daß ich eine

Digitized by Google

Blouse trage! Ich glaube aber, daß man auf dem Lande nicht nöthig hat, einen Frack anzuziehen, um die Blumenbeete zu begießen oder um Unkraut auszureißen.«

»Nein, Ihre Blouse hat kein Mißfallen erregt, sondern Ihr grauer Filzhut mit dem breiten Rande — er hat großes Aufsehen gemacht, man hatte hier solche Hüte noch nicht gesehen.«

»Es freut mich unendlich, daß mein Hut so viel Effect gemacht hat.«

»Ueberdies drücken Sie Ihren Hut ziemlich tief auf die Augen, so daß man Ihr Gesicht nicht recht sehen kann; alle Leute glaubten Sie daher als bärbeißig, wild, abschreckend schildern zu müssen —«

»Das ist ja höchst unterhaltend. Ich bitte Sie, Madame, fahren Sie fort.«

»Ferner hat man die Bemerkung gemacht, daß Sie die Fensterläden des Erdgeschosses beständig geschlossen halten.«

»Das ist die Wahrheit, Madame, denn ich hatte bemerkt, daß meine Wohnung täglich von Spaziergängern oder vielmehr Neugierigen umgeben war, die nicht ruhig ihren Weg gingen, sondern sich alle Mühe gaben, meine Hauswirthschaft zu beobachten. Neugierige Menschen kann ich nicht leiden und so habe ich, um ihnen einen Schabernack zu spielen, meine Fensterläden geschlossen. — Unter den Neugierigen machte sich ein kleiner, immer wie eine Drahtpuppe gekleideter Herr bemerklich. Eines Tages drückte er sich an die Wand meines Hauses, um zu erlauschen, was im ersten Stocke, dessen Fenster offen waren, gesprochen wurde. Zwei junge Leute, die bei mir waren, bemerkten die

Digitized by Google

Manöver dieses Herrn und begossen ihn mit dem Inhalt eines Waschbeckens. Und ich finde, daß sie recht gethan.«

»Ich kenne diese Anecdote. Sie haben sich Herrn Monfignon zum erbitterten Feinde gemacht.«

»So heißt also der kleine Mann? Was ist dieser Herr Monfignon?«

»Er lebt von seinen Renten und macht Verse — zu seinem Vergnügen.«

»Aber nicht zum Vergnügen der Gesellschaft.«

»Endlich haben Sie einen Esel —«

»Das ist ebenfalls wahr, Madame. Es ist mir bequem, um Ausflüge zu machen und überdies reite ich gern auf einem Esel. Jedermann wählt sich sein Vergnügen nach Belieben und mich dünkt, daß dieses Vergnügen sehr harmlos sei.«

»Allerdings. Aber ist Ihr Esel nicht vor einigen Tagen entwischt? Ist er nicht mitten in der Nacht durch die Stadt gelaufen? Sie haben ihn mit anderen Personen verfolgt und hinter ihm drein gerufen, um ihn aufzuhalten. Das hat großes Aufsehen gemacht. Sie haben einen Theil der Einwohnerschaft geweckt. Der Galopp des Esels, das Rufen mitten in der Nacht — mehr brauchte es nicht, um diesen Leuten, die in der Nacht nicht einmal das Summen einer Fliege zu hören pflegen, einen großen Schrecken einzujagen.«

»Madame. es war nicht meine Schuld. Mein Esel entwischte aus dem Schoppen, den ich ihm einstweilen als Stall angewiesen hatte, lief in die Stadt, natürlich eilen wir ihm nach. Aber der Schlingel läuft gut und wir mußten lange hinter ihm herlaufen.«

Digitized by Google

»Die Einwohner hörten rufen und galoppiren; ſie glaubten, es wären Räuber und Mordbrenner da, welche die Stadt in Brand ſtecken wollten; denn man hat Feuer auf Ihrer Spur gefunden —«

»Wahrſcheinlich Cigarrenſtümpfe, die noch brannten.«

»Kurz, Ihr Eſel hat Herrn Monſignon verletzt, der ſich auf die Straße geworfen hatte, um ihn aufzuhalten.«

»Schon wieder dieſer Monſignon! — Was, dieſer Herr hatte ſich auf die Straße gelegt, und er war es alſo, über welchen wir hinwegſprangen? Er nimmt eine ſonderbare Poſition an, um die Eſel aufzuhalten! — Ich bin übrigens der Meinung, daß Anakreon — ſo heißt nämlich mein Eſel — den Herrn nicht berührt hat.«

»Sie haben Recht; er ſcheint ſich durch eine Feuerzange, die er ſtatt eines Säbels in den Gürtel geſteckt, verletzt zu haben.«

Martin lacht herzlich über die ſeltſame Bewaffnung des Poeten und Madame Valbrun kann nicht umhin, ſeine Heiterkeit zu theilen.

»Iſt das Alles, Madame?« fragt der junge Mann mit dem Vollbarte.

»Ich glaube, ja. Finden Sie, daß es noch nicht genug ſei?«

»Nein, ich möchte gern noch mehr hören, denn es iſt höchſt unterhaltend. Uebrigens hatte mich Frémont darauf vorbereitet und es iſt mir nicht ganz unerwartet gekommen; aber ich glaubte doch nicht, daß ſo drollige Dinge vorfallen würden.«

»Ah! warten Sie, Herr Martin, es fällt mir noch etwas ein.«

Digitized by Google

»Laſſen Sie hören, Madame.«

»Herr Monſignon hat ein Epigramm auf Sie gemacht, und faſt die ganze Stadt weiß es herzuſagen.«

»Befriedigen Sie meine Wißbegierde, Madame. Ich möchte gern Alles wiſſen, was die ganze Stadt weiß. Ein Epigramm von Herrn Monſignon muß ſchön ſein, und es muß wirklich die Mühe lohnen, es dem Gedächtniſſe einzuprägen. Sie haben es doch auch gelernt?«

»O ja. Hören Sie nur:

„Ein Fremder kam in unſer Land,
Mit ſeinem Eſel an der Hand.
Was will er hier? Auf mein Gewiſſen,
Ich werde es zu hindern wiſſen!“

»Köſtlich! entzückend! — Wie danke ich Ihnen, Madame, daß Sie mir dieſes reizende Epigramm mitgetheilt haben. Es iſt mit attiſchem Salz gewürzt, und mein Eſel iſt mit geſchickter Hand eingeſchoben. Nach dieſem Muſter iſt es mir geſtattet, das Talent des Ortspoeten zu beurtheilen. Madame, entſchuldigen Sie meine Neugierde, aber ich frage mich, wie es kommt, daß Sie, die eine Zierde der Pariſer Geſellſchaft ſein könnten — dies iſt keineswegs eine Schmeichelei, ſondern eine wahre, aufrichtig gemeinte Bemerkung — daß Sie ſich in ein Städtchen zurückgezogen, deſſen Einwohner ſo weit zurück zu ſein ſcheinen?«

»Man muß zuweilen aus dem gewohnten Geleiſe heraustreten,« antwortet die junge Witwe; »man kehrt dann deſto lieber in die alten Verhältniſſe zurück. Ich habe eine Couſine, die mit einem der Notabeln dieſer Stadt verheiratet iſt. Sie hatte mich ſchon längſt gebeten, einige Zeit bei ihr zu ſein; ich folgte der Einladung, und bereue

Digitized by Google

es nicht. Ich sehe eine mir ganz neue Gesellschaft, und das ist belehrend für mich, ich lerne dadurch die Provinzbewohner kennen. Ich hatte schon einige Zeit ziemlich weit von der Hauptstadt auf dem Lande gewohnt wo ich nur Bauern sah; ich erkannte mit tiefem Bedauern, daß die Naturmenschen im Allgemeinen bösartig, neidisch sind und unaufhörlich klagen und über die Reichen schimpfen. Und nach ihrer Meinung sind alle Bürgersleute reich. Ich sah, daß die Bauern im Handel und Verkehr einander nur zu übervortheilen suchen. Von den Bäuerinnen will ich schweigen, denn auf dem Lande muß man Unschuld und Tugend nicht suchen. — Jetzt kann ich die Provinzbewohner beurtheilen. Ich zähle zu denselben nicht die Bewohner der großen Städte, wie Lyon, Rouen, Bordeaux und viele andere; ich meine die Kleinstädter, und wenn ich sie nach denen, die mich jetzt umgeben, beurtheilen soll, so kann ich ebenfalls nicht läugnen, daß sie schmähsüchtig, neugierig, geschwätzig, empfindlich, lächerlich durch ihre Ansprüche auf guten Ton sind, von welchem sie gar keinen Begriff haben, weil der gute Ton nicht in steifer, gezwungener Haltung besteht. Eine Gesellschaft, die auf guten Ton Anspruch macht, bildet im Salon keinen Kreis, um die Anzüge zu bekritteln, jeden Blick, jede Miene einer Controlle zu unterziehen. Im Ganzen genommen ist das Leben in Paris hundertmal besser; man thut dort, was man will; man macht Toilette, oder bleibt im einfachen Hauskleide, ohne daß sich die Nachbarn darum kümmern. Man ist freundlich, heiter, zuweilen geistreich und witzig, immer nachsichtig. Ich bin auch willens, wieder hinzugehen.«

»Bald, Madame?«

Digitized by Google

Clementine sieht den Herrn an, dessen Frage bei ihrer kurzen Bekanntschaft etwas indiscret ist. Er bemerkt, daß er sich übereilt, und fügt schnell hinzu:

»Verzeihen Sie, Madame, daß ich mir diese Frage erlaubt habe; aber diese Unterredung hat mir so viel Vergnügen gemacht, daß Sie mir nicht zürnen werden, wenn ich den Wunsch hege, Sie wieder zu sehen.«

Madame Valbrun steht auf und erwiedert:

»Ich entschuldige Sie, Herr Martin, und wenn man Sie wieder angreift, wird es mir eine Freude sein, Sie vertheidigen und die Versicherung geben zu können, daß Sie nicht so furchtbar sind, wie man glaubt.«

»Sie sind zu gütig, Madame. Dann darf ich also hoffen ... ich weiß nicht, ob Sie zuweilen hier in der Nähe spazieren gehen.«

Die junge Witwe antwortet lächelnd:

»Das kann ich wirklich nicht sagen. Ich gehe zuweilen spazieren — aber wenn's so windig ist, gehe ich nicht mehr aus!«

»Sie zürnen dem Winde, Madame, und ich preise ihn als ein Glück, denn ich verdanke ihm ja die Freude, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.«

Clementine beantwortet dieses Compliment nur mit einer anmuthigen Verbeugung und entfernt sich.

»Er ist sehr artig und fein gebildet,« sagt sie zu sich. »Er scheint ein Künstler zu sein. — Ich habe nichts von der Dame gesagt, welche, das Mirlitonlied singend, sich zu ihm begab, weil ... weil es mich im Grunde gar nichts angeht.«

Und die junge Witwe geht der Stadt zu, ohne einen

Digitized by Google

kleinen Mann zu ſehen, der ſie mit Martin unter dem Baum bemerkt und, über ſeine Entdeckung hocherfreut, eilends Reißaus genommen hatte, als Clementine aufgeſtanden war. Da er früher als ſie in Grospré's Haus kommen wollte, ſo kroch er durch eine Spinatpflanzung, in welcher er zu ſchwimmen ſchien.

XX.

Die böſen Zungen rühren ſich.

»Es iſt ſo, wie ich Ihnen ſage,« wiederholt Monſignon, der ſich, nachdem er durch das Spinatfeld gekrochen war, in Trab geſetzt hatte und ganz außer Athem in Grospré's Haus gekommen war.

»Es iſt nicht möglich! Sie müſſen ſich geirrt haben. Meine Couſine haben Sie gewiß nicht geſehen.«

»Doch, es war Ihre Couſine, Ihre ſchöne Couſine, wie Sie ſie nennen. Sie trug ein weißes Kleid mit violetten Sträußchen, einen großen runden Strohhut mit roſenfarbenen Bändern und einen kleinen, ebenfalls violetten Shawl.«

»In dieſem Anzuge habe ich ſie wirklich dieſen Morgen geſehen. Und ſie ſprach mit dem Eſelsherrn?«

»Ja, ſie ſprach ſehr vertraulich mit ihm. Beide ſaßen unter einem großen Baum, an einem ſehr entlegenen, einſamen Ort. Sie ſaßen auf dem Raſen, und zwar ſehr nahe bei einander; ſie ſahen ſich in die Augen. Die linke Hand des Herrn ruhte auf dem rechten Knie Ihrer Couſine.«

Digitized by Google

»Wiſſen Sie das gewiß?«

»Ich glaube mich nicht zu irren. Wo die rechte Hand war, kann ich nicht genau ſagen.«

»Das iſt ja entſetzlich! Haben die Beiden Sie geſehen?«

»Nein, ſie waren zu ſehr in ihr Geſpräch vertieft. Es hätte der Blitz zu ihren Füßen einſchlagen können, ſie würden's nicht bemerkt haben.«

»So weit iſt's alſo gekommen?«

»Ja, es iſt ſo. O, das Geſpräch war lebhaft und animirt.«

»Und was haben ſie geſprochen?«

»Was ſie geſprochen haben? Ich konnte nur wenige Worte verſtehen, weil ich ihnen, ohne geſehen zu werden, nicht ganz nahe kommen konnte; aber ich habe Einiges ganz deutlich gehört. Zum Beiſpiel: »Ich werde ausgeben, wenn's nicht mehr ſo windig iſt.« Dies ſagte Madame Valbrun. Darauf antwortete der Fremde: »Ich verdanke Ihnen mein Glück ... wie ſüße Augenblicke habe bei Ihnen verlebt!« Darauf fügte er, wenn ich recht verſtanden habe, hinzu: »Ewige Liebe!« Und er küßte ihr die Hände.«

»Ich weiß nicht, was ich dazu ſagen ſoll. Herr Monſignon, Sie ſehen mich ganz beſtürzt über Ihre Mittheilung. Was, meine Couſine, eine ſo gebildete Perſon, eine Witwe, deren Lebenswandel nie Veranlaſſung zu der mindeſten üblen Nachrede gegeben hatte!«

»Es iſt bei allen Dingen ein Anfang.«

»Ein Liebesverhältniß mit dieſem ſo übel berüchtigten Menſchen! Sie muß ihn ſchon in Paris gekannt haben,

Digitized by Google

ſonſt würden ſie nicht auf ſo vertrautem Fuße mit einander ſtehen.«

»Das weiß ich nicht. Aber Sie werden ſich erinnern, daß Ihre Couſine immer ſchwieg und höhniſch lächelte, wenn von dieſem Martin die Rede war und über ihn geſprochen wurde, wie er's verdient; oder daß ſie, wenn ſie etwas ſagte, immer Partei für dieſen Eindringling nahm.«

»Ja wohl, ich habe es bemerkt, es war mir ſogar auffallend.«

»Madame Rifflard hatte dieſelbe Bemerkung gemacht. — Und in jener Schreckensnacht, als alle Leute aufſtanden, um die Urſache des Straßenlärms zu erfahren, ließ ſich Ihre Couſine nicht ſehen, ſie blieb ruhig in ihrem Zimmer. Sie wußte alſo, daß es in der Nacht Lärm geben würde; denn hätte ſie es ſonſt nicht wie alle Leute gemacht? Wäre ſie nicht aufgeſtanden, um ſich wenigſtens zu erkundigen, was vorging?«

»Ihre Bemerkung iſt ſehr richtig. Es iſt ſonnenklar! Alle im Hauſe, ſie allein ausgenommen, waren auf den Füßen; folglich muß ſie Kenntniß davon gehabt haben. Das iſt ſo klar wie zweimal zwei vier. Sie hat dieſen Martin ſchon früher gekannt, das iſt nicht zu bezweifeln. — Es fällt mir noch etwas ein. Seit mehr als zwei Jahren habe ich an Madame Valbrun geſchrieben und ſie eingeladen, einige Zeit hier zuzubringen. Sie zeigt ihre Ankunft nicht an . . . und auf einmal kommt ſie etwa vier Wochen ſpäter, als dieſer Martin das Landhaus gemiethet hatte.«

»Wer nicht blind iſt, muß die ganze Intrigue durchſchauen. Das Verhältniß muß ſchon in Paris angefangen

Digitized by Google

haben; aber dort wurde man wahrscheinlich beobachtet, eifersüchtige Blicke mochten ihnen wohl lästig werden . . .«

»Wer weiß? Dieser Martin ist vielleicht verheiratet.«

»Wahrscheinlich. Wenn er's nicht wäre, würde er sich nicht in ein so tiefes Geheimniß hüllen . . .«

»Und er würde keinen Hut tragen, dessen breiter Rand sein Gesicht fast verhüllt.«

»Er ist gewiß verheiratet, ich möchte darauf wetten! Man wird gedacht haben: »Wir wollen Paris verlassen und fern von eifersüchtigen Blicken in einer kleinen Provinzstadt unserer Liebe leben. Du wirst zuerst abreisen . . .« Ohne Zweifel duzen sie sich, wenn sie allein sind . . . Du wirst zuerst abreisen und eine einsame entlegene Wohnung miethen. Dann komme ich nach. Ich habe eine Cousine in dem und dem Städtchen; dort miethest Du Dich ein, und ich gehe dann zu meiner Verwandten. Das wird ganz natürlich scheinen und keinen Verdacht erregen.«

»Ja, ja, so ist's gewiß. Alles greift in einander. Und jetzt erinnere ich mich einiger sonderbarer Umstände, die ich nicht beachtet hatte. Ich hatte ja nicht die mindeste Ahnung. So zum Beispiel verlangte meine Cousine den Hausschlüssel. Ich fragte sie: »Was wollen Sie damit machen?« Sie antwortete: »Auf dem Lande stehe ich zuweilen sehr früh auf, und dann mache ich gern einen Spaziergang im Freien.« Ich sagte zu ihr, die Hausmagd könne ihr ja die Hausthür öffnen. Sie aber erwiederte: »Ich will Ihre Hausmagd nicht wecken.« — »Der Gärtner,« entgegnete ich, »steht auch früh auf.« — »Der Gärtner ist taub, er versteht mich nicht, wenn ich ihn anrede.«

Digitized by Google

Kurz, sie ließ nicht nach und endlich gab ich ihr einen Schlüssel.«

»Welche Unbesonnenheit! Sie können versichert sein, daß sie den Schlüssel nicht ohne Absicht verlangt hat. Die schöne Pariserin geht in der Frühe, vielleicht in der Nacht aus! Und wer weiß, ob sie ihren Buhlen nicht in's Haus bringt.«

»O, das wäre abscheulich! ... Mein Haus sollte der Mittelpunkt einer sträflichen Intrigue werden! ... Lieber Monfignon, dieser Gedanke bringt mich ganz aus der Fassung ... Jetzt fällt mir ein, daß Clementine gestern nicht zum Frühstück gekommen ist.«

»Wenn man sucht, findet man genug Beweise.«

»Ich sagte zu Kunigunde ... »Sehen Sie doch zu, wo meine Cousine ist.« — »Ich glaube, daß sie schon ausgegangen ist.« — Warten Sie, ich will es sogleich ermitteln.« Und Madame Grospré öffnet die Salonthür und ruft mit schallender Stimme:

»Kunigunde! Kunigunde!«

Die Köchin erscheint mit einem mürrischen Gesicht, weil man sie bei ihrem dritten Frühstück gestört hat; sie murrt:

»Was wünschen Sie?«

»Kunigunde, gestern Morgens schickte ich Sie zu Madame Valbrun, um sie zum Frühstück zu holen; wo haben Sie sie gefunden? ... Sie suchten sie lange, sie war vermuthlich draußen. Antworten Sie aufrichtig und sagen Sie die Wahrheit.«

»Warum sagen Sie mir das, Madame?«

Digitized by Google

»Es ist sehr wichtig. Wo war meine Cousine?«

»Sie war in dem kleinen Cabinet.«

»Es ist genug. Ich weiß genug.«

Die Köchin geht fort und murrt: »Es war nicht der Mühe werth, mich wegen dieser Frage zu stören.«

Als Kunigunde fort ist, wirft sich Phöbe in einen Armsessel und sagt in großer Aufregung:

»Geben Sie mir einen Rath, lieber Monfignon. Was soll ich thun? Wie soll ich mich gegen meine Verwandte benehmen? . . . Ich kann doch diese anstößigen Intriguen, die vor meinen Augen gesponnen werden, nicht dulden; ich kann mir durch mein Stillschweigen nicht das Ansehen geben, als ob ich damit einverstanden wäre. — Sie antworten nicht. Woran denken Sie?«

»Ich denke, daß ich an meinem Epigramm etwas geändert haben würde, wenn ich diese Intrigue früher gekannt hätte. — Warten Sie . . . ich glaube, daß ich's habe, ich reime so leicht . . .«

»Könnten Sie Ihr Epigramm nicht später umändern?«

»Still! kein Wort! rühren Sie sich nicht. . . Ja, ich hab's. Hören Sie nur:

»Ein Fremder kam in unser Land
Mit seinem Esel . . .«

Mit seinem Esel . . . Es ist sonderbar, ich hatte die Variante schon, und sie entschlüpft mir . . .«

»Madame Valbrun wird sogleich nach Hause kommen . . .«

»Mit seinem Esel . . .«

»Wie, reitet sie denn auf Martin's Esel?«

Digitized by Google

»Nein, es heißt so in meinem Epigramm — Ah! jetzt habe ich die Variante wieder erwischt. Hören Sie:

»Ein Fremder kam in unser Land,
Mit seinem Esel an der Hand
Wir können's leider ihm nicht wehren,
Doch was er will, wir werden's hören!«

Nun, was sagen Sie dazu?«

»Sehr hübsch! Solche poetische Schachzüge gelingen nur Ihnen.«

»Ja, ich glaube, daß es recht hübsch aufgeschürzt ist, wie Piron sagte. Ich glaube, es steht in seiner Metromanie.«

»Jetzt wollen wir von meiner Cousine sprechen, es ist keine Zeit zu verlieren. Was soll ich thun?«

»Sie müssen nichts sagen, sie darf nicht ahnen, daß Sie von einem Verhältniß zwischen ihr und diesem Martin etwas wissen. Es muß das tiefste Schweigen über die ganze Angelegenheit beobachtet werden. Wenn Madame Valbrun nichts merkt, wird sie sich nicht in Acht nehmen; wir beobachten sie, lauern ihr auf. Verlassen Sie sich nur auf mich. Und wenn wir unläugbare Beweise ihrer Intrigue mit dem Eindringling haben, lassen wir die Bombe platzen, und wir lachen auf Kosten dieser Pariserin, die unsern Ort ein Städtchen genannt hat!«

»Sie haben Recht, Monfignon. Ihr Plan ist vortrefflich. Ich verschweige also Alles, was Sie mir gesagt haben . . .«

»Das versteht sich, Sie müssen reinen Mund halten. Ihren Gemal könnten Sie allenfalls in's Vertrauen ziehen, wenn Sie es für nothwendig halten.«

Digitized by Google

»Nein, nein! Grospré sinkt jetzt zur völligen Bedeutungslosigkeit herab; es ist nicht nothwendig, ihn zum Mitwisser zu machen.«

»Madame Valbrun muß von ihrem ländlichen Spaziergange zurück sein, ich entferne mich; es ist gut, daß sie keinen Argwohn habe. — Also reinen Mund, tiefstes Schweigen!«

Monfignon verläßt Madame Grospré und eilt zu allen seinen Bekannten, denen er, natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, seine Entdeckung erzählt. Es versteht sich, daß er zu dem Gespräch, welches er zwischen der hübschen Witwe und Martin belauscht hat, jedesmal neue Zusätze macht.

Madame Grospré macht's ebenso, und ehe es Abend wird, weiß die ganze Stadt, daß Madame Valbrun unter einem großen Baume, an einem einsamen Orte mit dem Bewohner des Spinathauses im geheimnißvollen Gespräch gesehen worden sei.

Phöbe fügt hinzu, daß sich ihre Cousine unter einem sehr schlauen Vorwande in den Besitz des Hausschlüssels gesetzt habe. In welcher Absicht? Das war leicht zu errathen, da man wußte, daß die junge Witwe ein Verhältniß mit dem Fremden hatte. Welch' ein willkommener Stoff zu Klatschereien und üblen Nachreden für alle diese Damen, welche die Pariserin nicht leiden konnten, weil sie einen feineren, zwangloseren Anstand hatte als sie.

O die Verleumdung! die Verleumdung! Basil hat vollkommen Recht, und es gibt so viele Basile! Es ist sehr traurig, aber wahr. Die Gesellschaft besteht, mit wenigen Ausnahmen, aus zwei Theilen: der eine Theil findet seine

Digitized by Google

größte Freude an Klatschereien, der andere hört sie mit großem Vergnügen.

XXI.

Der Falschmünzer und der Mörder.

Als Clementine von ihrem Spaziergange nach Hause kam, wollte sie sogleich zu ihrer Cousine gehen, um ihr die Begegnung zu erzählen; aber sie besann sich und beschloß zu warten, bis das Gespräch wieder auf Martin gelenkt würde, um dann einen großen Theil der über ihn verbreiteten Gerüchte zu widerlegen.

Es war Samstag; die gewöhnliche Abendgesellschaft versammelte sich bei Grospré, und schon vor der üblichen Stunde erschienen die Gäste schaarenweise. Man konnte auf allen Gesichtern lesen, daß man mehr Vergnügen als gewöhnlich erwartete und daß etwas Pikantes vorbereitet wurde. Die Damen wechselten bedeutungsvolle Blicke unter einander, nur die Männer hatten so ziemlich ihre gewohnte Haltung.

Dann steckte man die Köpfe zusammen und flüsterte sich ins Ohr:

»Ist sie noch nicht da?«

»Nein, aber sie wird bald kommen.«

»Hat sie Ihnen bei Tische nichts gesagt?«

»Sie ist nicht zu Tische gekommen; sie schützte Kopfschmerzen vor und ließ sagen, sie würde nicht erscheinen.«

Digitized by Google

»Sie wird mit einem gewiſſen Herrn etwas genommen haben,« ſagt Monſignon, ſich die Hände reibend.

»O, wie boshaft!«

»Monſignon iſt immer ſatyriſch! Er verſteht ſich auf das Durchhecheln.«

»Aber wenn ſie nicht erſchiene . . . wegen der Kopfſchmerzen . . .«

»Doch, ſie wird kommen; ſie ließ mir's ſagen, als ich ihr Thee ſchickte, den ſie verlangt hatte.«

»Sie hat Thee verlangt? dann hat ſie einen verdorbenen Magen,« ſagt Poſtulant; »ſie würde beſſer thun, von meinem Elixir zu nehmen.«

»Spielen wir nicht?« fragt Boulingriu.

»Madame Grospré,« bittet Mignonnette, »bringen Sie doch geſchwind eine Partie für meinen Onkel zuſammen, damit er uns in Ruhe läßt.«

»Ja, Sie haben Recht, ich will ihn mit meinem Manne auf Piquet ſtellen; die beiden Herren würden ohnehin von dem, was heute geſprochen werden wird, nichts verſtehen. Ich glaube, daß ſie hier die Einzigen ſind, die nichts wiſſen . . .«

»O, ich habe meinem Onkel Alles erzählt! Aber wiſſen Sie, was er mir geantwortet hat?«

»Was hat er Ihnen denn geantwortet?«

»Flicke meine Strümpfe und kümmere Dich nicht um die Angelegenheiten Anderer.«

»O pfui! Dieſe Antwort wäre meines Mannes würdig . . . Wenn man ſich nicht um die Angelegenheiten Anderer kümmerte, womit ſollte man denn die müßigen Stunden ausfüllen?«

Digitized by Google

»Wer wird das Gespräch über den Eselsmann einleiten?« fragt Madame de Beaurivage.

»Natürlich Herr Monsignon,« antwortet Phöbe; »es kommt ihm von Rechtswegen zu; er hat ja Alles entdeckt.«

»Das ist wahr,« fügt Madame Rifflard hinzu. »Ueberdies erinnere ich mich noch des Muthes, den er zeigte, als er in jener Schreckensnacht einen furchtbaren Lärm hörte.«

»Und mit einer Feuerzange bewaffnet erschien!« sagt Dupétral lachend.

»Herr Dupétral, es ist doch besser, mit einer Feuerzange auszurücken, als im Bett zu liegen, statt die Feinde zu besiegen.«

»Wer hat in Versen gesprochen?« fragt der Poet, näher tretend; »ich habe etwas gehört, was sich reimte.«

»Wir sagten, lieber Freund, daß Sie das Gespräch auf den bewußten interessanten Gegenstand lenken werden.«

»Ja, ja, verlassen Sie sich nur auf mich. Ich werde es fein und natürlich einfädeln. — Doch still! Da ist sie, nehmen Sie sich in Acht!«

Madame Valbrun tritt in den Salon und begrüßt die Gesellschaft mit der ihr eigenen Freundlichkeit und Anmuth; aber statt als Gegengruß die gewöhnlichen steifen und gezierten Knixe zu erhalten, bemerkt sie auf allen Gesichtern ein an offenen Hohn streifendes spöttisches Lächeln.

Sogar ihre Cousine, die gefühlvolle Phöbe, preßt die Lippen zusammen und sagt ihr mit schalkhaft sein sollendem Tone:

»Ei! Da sind Sie ja, Cousine. Ich war recht besorgt

Digitized by Google

um Sie; ich fürchtete, die Kopfſchmerzen, von denen Sie nach Ihrem heutigen Spaziergange befallen wurden, könnten ſchlimmer werden . . .«

»Ich danke Ihnen, aber Kopfweh iſt keine Krankheit. Es wundert mich, daß Sie ſo beſorgt geweſen ſind, denn es iſt nicht das erſte Mal, daß ich an der Migräne leide.«

»Ja, das iſt wahr; jetzt erinnere ich mich, ich hatte es nicht beachtet; aber von jetzt an werde ich mir's merken.«

»Madame iſt vielleicht in der Sonnenhitze ſpazieren gegangen,« ſagt Madame Poſtulant höhniſch; »es iſt ſehr ungeſund.«

»Ich muß geſtehen,« antwortet Clementine, »daß es dieſen Sommer nicht ſehr heiß iſt.«

»Madame hat vielleicht im Schatten und auf feuchter Erde ausgeruht,« fügt Madame Rifflard mit ſtarker Betonung hinzu, um merken zu laſſen, daß ihre Worte doppelſinnig ſind.

Madame Valbrun hat den auffallend ſchnippiſchen Ton, den man gegen ſie annimmt, ſogleich bemerkt; ſie erräth, daß man ſie draußen im Geſpräch mit Martin geſehen. Sie freut ſich nun, daß ſie zu Madame Grospré kein Wort von dieſem Zuſammentreffen geſagt hat; ſie iſt ſehr neugierig, wie weit es die böſen Zungen treiben werden, und nimmt ſich vor, auf Koſten der Schöngeiſter des Ortes einen Spaß zu haben.

Sie antwortet der Witwe Rifflard ganz unbefangen:

»Glauben Sie wirklich, Madame, daß es gefährlich ſei, ſich im Schatten zu ſetzen, wenn man erhitzt iſt?«

Digitized by Google

»Ja wohl, ich glaube es. Aber vermuthlich gehen Sie doch nicht allein außerhalb der Stadt spazieren?«

»Warum nicht? Warum sollte ich nicht allein spazieren gehen?«

»Eine Dame ohne Begleitung kann gefährlichen Menschen begegnen — sie kann insultirt, sogar mißhandelt werden.«

»Ja, die Frau des Krämers ist zweimal beim Erdbeerenpflücken insultirt worden. Sie selbst hat es ihrem Manne erzählt,« fügt Monfignon hinzu.

»Dann wird sie wohl nicht mehr in den Wald gehen, um Erdbeeren zu pflücken,« lacht Dupétral.

»Ich habe nicht gehört, daß es hier in der Gegend gefährliche Menschen gebe,« erwiedert die junge Witwe; »ich gehe ohne die mindeste Besorgniß spazieren.«

»Man wird ja nicht blos von Räubern mißhandelt!« entgegnet die Apothekerin.

»Allerdings nicht,« sagt Monfignon; »wir haben Subjecte, die das Stehlen nicht zu ihrem Beruf machen und dessenungeachtet sehr gefährlich sind.«

»Es sind sogar die gefährlichsten,« fügt Phöbe hinzu, »weil man nicht auf der Hut ist — doch ich irre mich, wenn ich behaupte, man sei vor solchen Leuten nicht auf der Hut. Doch man ist auf der Hut, man widmet ihren geheimen Kunstgriffen die größte Aufmerksamkeit.«

Diese Worte scheinen der Gesellschaft ungemein zu behagen, bei Clementine hingegen erregen sie eine Lachlust, welche sie nur mit Mühe zu unterdrücken vermag.

»Da einmal von gefährlichen Leuten die Rede ist,« sagt der Poet höhnisch lächelnd, »so will ich erzählen, wer

Digitized by Google

mir dieſen Morgen begegnet iſt. — O, ich habe heute Glück gehabt, ich habe viel Merkwürdiges geſehen. Ich kann mit Titus ſagen, daß ich meinen Tag nicht verloren habe!«

»Laſſen Sie hören, lieber Freund, wer iſt Ihnen begegnet?«

»Die Dame, welche unſer guter Liroquet ſchon geſehen hat — dieſelbe, die das Mirlitonlied ſang. Ohne ſie zu kennen, dachte ich ſogleich: »Sie muß es ſein!« Sie kennen doch das ziemlich erotiſche Lied, das ſie auf der Straße ſang —«

»Aha! die Dame, die zu dem Eſelsmanne ging?«

»Ja, dieſelbe. Sie begegnete mir früh Morgens; ſie trug ein Päckchen unter dem Arme und ging zur Eiſenbahnſtation.«

»Sie kam vermuthlich von dieſem — Martin?«

»Ohne allen Zweifel, und es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß ſie daſelbſt übernachtet hatte. Das Päckchen, das ſie trug, mußte Nachtzeug enthalten. Sie hatte einen ſehr albernen Gang und ſchaukelte ſich hin und her, als ob ſie Cachucha tanzen wollte. Es war höchſt drollig!«

»Sang ſie wieder das Mirlitonlied?«

»Ich war zu weit entfernt, um es zu verſtehen. Aber höchſt wahrſcheinlich trällerte ſie, denn ſie ſchien mehr zu tanzen als zu gehen.«

»Mein Gott!« ſeufzt Madame Rifflard, »wer wird uns von der Nachbarſchaft dieſes Mannes mit dem ſpitzen Hute befreien! Denn er zieht ſo garſtige Menſchen herbei. Und es iſt höchſt unangenehm für anſtändige Damen, mit Vetteln — ich will's nur gerade herausſagen — in nahe Berührung zu kommen.«

Digitized by Google

»Geduld, meine Damen, Geduld!« erwiedert Monfignon; »ich habe Privatnachrichten aus Paris — von Jemand, der immer sehr genau unterrichtet ist und die wichtigsten Begebenheiten immer viel früher weiß, als die Zeitungen.«

»Ei, der tausend!« sagt Dupétral; »es ist wohl gar der Polizeipräfect?«

»Nein, der Polizeipräfect ist's nicht; aber man kann auch Vieles wissen, ohne bei der Polizei zu sein —«

»Bleiben Sie doch bei der Sache, Monfignon. Was sagen denn Ihre Berichte aus Paris?«

»Man suche einen Falschmünzer, der Viersousstücke mit außerordentlicher Geschicklichkeit nachmacht, und nach den eingezogenen Nachrichten, welche sich auf die genauesten Erhebungen stützen, halte sich besagter Falschmünzer in dieser Gegend und zwar in einer entlegenen Wohnung verborgen, wo er sein verbrecherisches Gewerbe heimlich betreibe . . .«

»Ach, mein Gott!« fällt ihm Madame Grospré ins Wort, »diese Nachrichten scheinen anzudeuten, daß dieser Falschmünzer kein Anderer ist, als der Bewohner des Spinathauses.«

»Ich gestehe, daß ich mich dieses Gedankens ebenfalls nicht erwehren konnte. Es gibt so viel Aehnliches zwischen diesem Menschen und dem Verbrecher, den man sucht . . .«

»Ja, er ist's! es ist nicht zu bezweifeln . . . er muß es sein! Der Mensch verkleidet sich, er versteckt sich hinter seinem Bart und unter seinem Hut . . . erster Beweis!«

»Ferner,« fügt Madame Postulant hinzu, »ist es nicht natürlich, daß ein noch junger Mann sich in seinen

Digitized by Google

vier Wänden versteckt und Niemand besucht, nachdem er in einer so hübschen Stadt wie die unsrige seinen Wohnsitz genommen.«

»Um sich so aufzuführen, müssen wichtige Gründe vorhanden sein.«

»Und die Fensterläden im Erdgeschoß, die er beständig geschlossen hält,« sagt Madame Rifflard. »Schließt man sich so vor der Welt ab, wenn man die Blicke der Polizei nicht fürchtet?«

»Und der Name Martin ist gewiß auch nicht der seinige. Ich möchte wetten, daß er der Falschmünzer ist, den man sucht.«

»Ach, mein Gott!« ruft Liroquet, an seine Tasche greifend, »ich habe vor vier Tagen ein Viersousstück bekommen . . . habe ich's noch? Nein, ich habe es meiner Magd gegeben, die es ausgegeben haben wird. Aber wenn das Geldstück falsch ist, so bin ich compromittirt. — Hat Jemand hier Viersousstücke?«

Alle Anwesenden durchsuchen ihre Taschen und Niemand hat ein Viersousstück.

»Es scheint,« sagt Postulant, »daß er sie hier in der Gegend nicht in Umlauf setzt.«

»O, er ist vorsichtig,« sagt Monfignon. »Solche Leute geben ihr falsches Geld immer nur in einiger Entfernung aus. — Und kaum hier angekommen, kauft er den Esel. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird das Falsche zu Esel verschickt, um weit von hier in Umlauf gesetzt zu werden. Warum sollte er sonst einen Esel halten?«

»Da fällt mir etwas ein!« sagt Madame Grospré hastig. »In jener Nacht, als er seinem Esel so eifrig nach-

Digitized by Google

ſetzte, hatte das Thier wahrſcheinlich falſches Geld auf dem Rücken . . .

»Dies muß die wahre Urſache des nächtlichen Wettrennens ſein,« ſetzt Monſignon hinzu. »Sehen Sie nur, wie ſich Alles vereinigt, um uns zu erleuchten, wenn man nur ſucht. Fiat lux!«

»Ich begreife nur nicht,« ſagt Dupétral, »daß ein Falſchmünzer mit der Fabrikation von Vierſousſtücken die Zeit verliert und nicht wenigſtens Franken macht.«

»Sie begreifen nicht, junger Mann, daß kleine Geldſtücke leichter auszugeben ſind als große. Und wer ſagt uns denn, daß er ſich auf die Anfertigung falſcher Vierſousſtücke beſchränke?«

»Aber Madame Valbrun hat uns ihre Meinung über dieſe bedenkliche Sache noch nicht geſagt,« erwiedert Monſignon und wendet ſich an die hübſche Pariſerin, welche die Geſchichte von dem Falſchmünzer mit der größten Ruhe angehört hatte; »wir möchten aber doch wiſſen, ob ſie mit der unſrigen übereinſtimmt.«

»Mein lieber Herr,« antwortet Clementine, eine geheimnißvolle Miene annehmend; »ich kann Ihnen mehr ſagen, als meine Meinung; ich kann Ihnen Nachrichten mittheilen, die ich ebenfalls aus Paris erhalten habe und die mindeſtens eben ſo intereſſant ſind wie Ihrigen. Ich habe ſie freilich nicht vom Polizeipräfecten; aber Sie haben vollkommen Recht, man kann Vieles wiſſen, ohne bei der Polizei zu ſein.«

Der kleine Poet ſcheint ſehr erſtaunt, und die ganze Geſellſchaft erwartet mit lebhafter Neugierde, was die Dame ſagen wird. Clementine wirft einen forſchenden

Digitized by Google

Blick auf den sie umgebenden Kreis, sieht alle Hälse gestreckt, alle Ohren gespitzt, und nachdem sie sich an diesem Anblick geweidet, fügt sie mit dem größten Ernst hinzu:

»Zu Paris im Quartier Mouffetard erfuhr unlängst ein Mann, daß ein Freund von ihm drei Franken und fünfzehn Centimen im Spiel gewonnen; er begab sich mit einem Revolver bewaffnet zu seinem Freunde und sagte zu dem glücklichen Spieler: »Gib mir deine drei Franken und fünfzehn Centimen, oder ich schieße Dich todt!«— Der Freund wollte ihm das Geld nicht geben, und der Andere erschoß ihn. Der Knall lockte zwei Nachbarn herbei — er erschoß sie mit seinem Revolver. Er ging fort, begegnete dem Hausmeister — und erschoß ihn. Und auf der Straße feuerte er noch auf einen Lumpensammler. Dann entwischte er. Aber man brachte die ganze Polizei auf die Füße, um ihn aufzufinden, und endlich machte man die Entdeckung, daß er sich in dieser Gegend versteckt halte und ein entlegenes Haus bewohne. Man ermittelte auch, daß er einen Esel gekauft habe, höchst wahrscheinlich um Reißaus zu nehmen, wenn man kommen wird, um ihn festzunehmen.«

Gegen das Ende der Erzählung sind die Gesichter lang geworden, Monsignon sieht verdrießlich aus, denn die Gesellschaft kann nicht verkennen, daß sich Madame Valbrun über sie lustig macht. Madame Rifflard allein nimmt die Sache für Ernst und erwiedert in ihrem Eifer:

»Dann ist dieser Martin also nicht nur ein Falschmünzer, sondern auch ein Mörder!«

»Nicht wahr, Madame?« versetzt Clementine lächelnd. »Und wenn man sich die Mühe nähme, recht zu suchen, würde man vielleicht noch mehr finden.«

Digitized by Google

Aber die Gesellschaft läßt sich durch Madame Rifflard nicht irreführen. Man sieht, daß die Geschichte nur eine Fopperei war, und schweigt, nur Monfignon sagt nach einer Weile:

»Ich glaube, daß es nicht nothwendig ist, länger bei diesem Gegenstande zu verweilen. Wir wollen den Verlauf der Begebenheiten abwarten.«

»Madame Valbrun hat Sie tüchtig gefoppt!« flüstert Dupétral dem Poeten zu.

»Das ist möglich, aber sie möge sich in Acht nehmen! Es soll ihr theuer zu stehen kommen!«

XXII.

Der Rabe saß auf einem Baum.

Clementine hatte anfangs nicht die Absicht, wieder allein in der Nähe von Martin's Wohnung spazieren zu gehen, obgleich sie dieser dringend darum gebeten hatte; sie hatte gemeint, der Fremde könne dann mit Recht denken, daß es ihr große Freude machen werde ihn wieder zu sehen, und obwohl — oder eben weil es die Wahrheit war, sollte er es nicht merken. Aber nach der letzten Abendgesellschaft, wo die ganze Versammlung sie zu ärgern suchte, nach der abgeschmackten Geschichte von dem Falschmünzer, dachte die junge Witwe:

»So! man findet es unanständig, daß ich mit dem Fremden spreche! Man erzählt die abscheulichsten Dinge von ihm, um mich zu beschämen, daß ich seine Bekannt-

Digitized by Google

ſchaft gemacht! Nun will ich dieſen Herren und Damen zeigen, wie wenig Werth ich auf ihr albernes Geſchwätz lege, und ich gehe wieder zu dem großen Baum, an welchem mein Hut hangen geblieben war. Herr Martin wird mir gewiß begegnen und ich will wieder mit ihm plaudern, wär's auch nur, um allen dieſen Leuten, welche die harmloſeſten Handlungen übel deuten, einen Aerger zu machen.«

Zwei Tage nach der letzten Abendgeſellſchaft verläßt Clementine gegen ein Uhr Nachmittags allein das Haus ihrer Couſine; ſtatt ein Buch nimmt ſie ihre Stickerei und geht an der Seite, wo ſich die Wohnung des Fremden mit dem ſpitzen Hut befindet, zum Städtchen hinaus.

Die junge Pariſerin geht langſam, ohne ſich umzuſehen und ohne zu ahnen, daß Monſignon ihr von weitem folgt. Der kleine Poet hat ſeit zwei Tagen vor Groſpré's Hauſe Schildwache geſtanden und verzehrt ſein Frühſtück auf der Straße, um Madame Valbrun nicht zu verfehlen.

Kaum iſt Clementine an dem Landhauſe vorübergegangen, ſo hört ſie ganz nahe hinter ſich Schritte, und bald ſagt eine Stimme, welche ſie ſogleich erkennt, weil ſie zu ihrem Herzen ſpricht, ziemlich leiſe zu ihr:

»Wie freue ich mich, Madame, daß der Zufall Sie wieder in meine Nähe geführt hat! Ich hoffte es nicht, aber ich bat den Himmel, er möge Ihnen anderswo keine angenehmeren Spaziergänge bieten.«

»Sie haben Recht, Herr Martin, es iſt Zufall — doch nein, ich will nicht lügen, ich bin ſehr aufrichtig. Ich bin hierher gegangen, weil ich dachte, Sie würden mir

Digitized by Google

begegnen, und weil ich Sie wieder zu ſprechen wünſchte, um Ihnen zu ſagen, was man Neues über Sie ſchwätzt.«

»Wenn dies der Grund iſt, dem ich Ihre Anweſenheit verdanke, Madame, ſo bin ich den Schwätzern, welche ſich mit meiner Wenigkeit immer noch beſchäftigen, ſehr verbunden.«

»Sie danken den Schwätzern! Sie wiſſen ja nicht, was für Abſcheulichkeiten ſie von Ihnen erzählen.«

»Deſto beſſer, Madame, es wird um ſo unterhaltender ſein.«

»Es iſt wirklich ſo fürchterlich, daß es komiſch wird.«

»Sie ſind ſehr gütig, Madame, daß Sie mich fortwährend mit meinem Thun und Laſſen bekannt machen.«

»Aber ich plaudere nicht gern ſtehend; wenn Sie Zeit haben, mir zuzuhören, Herr Martin, ſo wollen wir uns auf unſere Raſenbank von neulich ſetzen.«

»Ob ich Zeit habe? — Ach, Madame, die Zeit, welche man in Ihrer Geſellſchaft zubringt, iſt ja die glücklichſte!«

»Ich bin nicht gekommen, mein Herr, um mir ſolche Dinge von Ihnen ſagen zu laſſen.«

»Das iſt wohl wahr, aber Sie können mir nicht wehren, ſie zu denken und die Gelegenheit zu benützen, meine Gedanken auszuſprechen.«

»Wir wollen uns ſetzen.«

»Ich ſtehe zu Befehl, Madame.«

Madame Valbrun hat mit ihrem neuen Bekannten den großen Baum erreicht und Beide nehmen am Fuße desſelben auf der Raſenbank Platz. Clementine erzählt nun dem bärtigen Herrn, was ſich in der Abendgeſellſchaft bei ihrer Couſine zugetragen; ſie wiederholt ihm auf das Ge-

Digitized by Google

naueſte Alles, was man von ihm geſagt hat. Der junge Mann lacht herzlich und erwiedert:

»Ha, ha! ein Falſchmünzer bin ich! Zehnſousſtücke fabriciere ich! — Aber mich dünkt doch, daß man mir einen großartigeren Geſchäftsbetrieb hätte zutrauen ſollen — wenn man einmal von falſchem Gelde ſpricht, könnten's doch wenigſtens Zweifrankenſtücke ſein!«

»Das ſagte auch ein junger Mann, der nicht ſo albern und bösartig iſt, wie die übrige Geſellſchaft. — Aber hören Sie nur, was ich den Schwätzern geantwortet.«

Der ſogenannte Martin lacht noch lauter, als er hört, was für haarſträubende Verbrechen ihm die junge Dame in die Schuhe geſchoben. Dann erwiedert er:

»Aber warum machen ſich denn dieſe Leute immer mit mir zu thun?«

»Weil Sie ſich nicht mit ihnen zu thun machen.«

»Warum nahm man eine höhniſche Miene an, als man mit Ihnen ſprach?«

»Weil man erfahren haben wird — ich weiß nicht wie und durch wen — aber gewiß wird man erfahren haben, daß ich mit Ihnen geſprochen.«

»Dann habe ich Sie compromittirt, Madame.«

»Iſt's denn Ihre Schuld, wenn mein Hut davonfliegt? Sie ſind ſehr gefällig gegen mich geweſen, und Sie können überzeugt ſein, daß ich weit entfernt bin, Ihnen darob zu zürnen, ich bin Ihnen ſehr dankbar dafür.«

»Es würde mir unendlich leid thun, wenn ich Ihnen den mindeſten Verdruß verurſachte.«

»Verdruß! Im Gegentheile, alle dieſe Hiſtörchen gewähren mir viel Unterhaltung und vertreiben mir die

Digitized by Google

Zeit; sie kamen wie gerufen, denn ich fing schon an mich bei meiner Cousine Grospré zu langweilen und dachte schon an meine Rückreise nach Paris.«

»Wie, Madame, Sie wollten uns schon verlassen! — O, bleiben Sie noch, der Aufenthalt würde hier zu traurig werden, wenn man nicht mehr hoffen dürfte, Sie wieder zu sehen.«

»Herr Martin, erlauben Sie mir, Ihre Worte nicht für Ernst zu nehmen. Es ist ja zu kurze Zeit, daß wir mit einander sprechen — merken Sie wohl, ich sage nicht, daß wir uns kennen, denn eine zufällige Begegnung, die ein zweimaliges Gespräch zur Folge hat, ist noch keine Bekanntschaft. Meine Abwesenheit kann Ihnen also nicht den mindesten Verdruß machen.«

»Verzeihen Sie, Madame, wenn ich Ihnen antworte, daß Sie sich irren. Es bedarf keines öftern Wiedersehens, keiner langen Bekanntschaft, um sich hingezogen zu fühlen zu einem Wesen, das man lieben muß. So verstehe ich wenigstens die Liebe.«

»Dann lieben Sie sehr schnell!«

»Ja, Madame, ich glaube, daß man sogleich gefallen muß, oder nie gefallen wird.«

»Und Sie glauben, daß eine Frau auch bei der ersten Begegnung lieben müsse, ohne zu wissen, ob der Gegenstand ihrer Zuneigung, ihrer Achtung und ihres Vertrauens würdig; ohne zu wissen, was er treibt, was er ist!«

Der bärtige Herr lächelt und schweigt einige Augenblicke, dann erwiedert er:

Digitized by Google

»Ich gestehe, Madame, daß meine Lebensweise an diesem Orte . . . etwas originell scheinen mag . . .«

»Ja wohl! Sie können denken, daß ich nicht alle Begriffe der hiesigen Einwohner theile, daß ich kein Wort von den über Sie verbreiteten Verleumdungen glaube, — ich habe ja darüber gelacht.«

»Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür.«

»Aber es ist doch nicht zu verkennen, daß Ihre Art zu leben und sich zu kleiden von dem Gewöhnlichen, Hergebrachten abweicht. Sie haben jede Berührung mit den Notabilitäten des Ortes sorgfältig vermieden.«

»Herr Frémont kennt mich.«

»Ja wohl, aber es scheint, daß Herr Frémont auch nicht will, daß man Sie kenne, denn er hat den Leuten, die sich nach Ihnen erkundigten, ins Gesicht gelacht. Ueberdies ist Herr Frémont fast immer in Paris und kommt nicht zu meiner Cousine.«

»Ist es denn einem Menschen nicht vergönnt, auf dem Lande zu wohnen, um ein bischen Einsamkeit zu genießen?«

»Einsamkeit! Sie sind ja keineswegs ein Einsiedler. Sie meiden die Ortsbewohner, dafür aber kommen Besuche auf der Eisenbahn an . . . unter Andern eine Dame, die auf dem Wege zu Ihnen das Mirlitonlied sang.«

Der junge Mann bricht in ein lautes Gelächter aus.

»Ha! ha! Das ist Malvina,« erwiedert er. »Daran erkenne ich sie. Es ist ihr nicht möglich, zwei Minuten zu leben, ohne zu singen.«

»Diese Madame Malvina scheint sehr lustig zu sein.

Digitized by Google

Man ſagt auch, ſie habe ein Benehmen . . . ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken ſoll . . .«

»Wie eine Griſette?«

»O, viel ſchlimmer. Es gibt recht artige, anmuthige Griſetten; aber Ihre . . . Dame ſcheint ſich doch etwas zu ſehr emancipirt zu haben.«

»Wer hat Ihnen denn über die arme Malvina ſo gründliche Auskunft ertheilt?«

»Herr Monſignon . . . ſie iſt ihm begegnet und aufgefallen.«

»Aha, der kleine Herr, der ein ſo geiſtreiches Epigramm auf mich und meinen Eſel gemacht hat. Ich muß dem Männlein wirklich einen Dankzettel geben.«

Hier entſteht in den oberen Baumzweigen ein ziemlich ſtarkes Rauſchen des Laubes, aber die plaudernden Perſonen beachten es nicht.

»Madame, verzeihen Sie mir, daß ich Sie mit meinen Bitten beſtürme,« fährt der junge Mann fort. »Aber ich bitte Sie, reiſen Sie noch nicht ab, verlaſſen Sie dieſen Ort noch nicht; denn ich fühle, daß ich dann nicht mehr hier bleiben könnte, und daß der ganze Zweck meines Hierſeins verfehlt ſein würde!«

»Ich fand den Aufenthalt bei meiner Couſine ſchon herzlich langweilig,« erwiedert Clementine; »aber die Hiſtörchen, die man von Ihnen erzählt, ſind ſo unterhaltend, daß ich mich nicht mehr langweile; ich habe alſo keinen Grund mehr meine Abreiſe zu beſchleunigen. Ich bleibe . . . aber Sie dürfen nicht glauben, daß ich mich durch Ihre Bitten zum Hierbleiben bewegen laſſe.«

Digitized by Google

»O nein, Madame, ich verspreche Ihnen, daß ich's nicht glauben will . . .«

»Ueberdies erkläre ich Ihnen nochmals, daß ich Ihre Worte nicht für Ernst nehme . . . Sie suchen auch Zerstreuungen, das ist ganz natürlich.«

»O nein, Madame, deshalb habe ich dieses einsame Landhaus nicht gemiethet. Ich will arbeiten, viel arbeiten, was mir in Paris nicht möglich war, man hat dort zu viel Zerstreuungen.«

»Aber wenn man auf dem Lande wohnt, um zu arbeiten,« entgegnet Clementine, »so empfängt man keine Besuche von Damen, die unaufhörlich singen . . .«

»Wenn ich aber ohne diese Dame nicht arbeiten kann?«

»Wirklich! Deshalb also hat sie in Ihrem Hause übernachtet? Deshalb ist sie . . .«

»Malvina soll in meinem Hause übernachtet haben! Nein, Madame, ich gebe Ihnen mein Wort, daß es nicht wahr ist. Wer hat sich unterstanden, das zu sagen?«

»Ebenfalls Herr Monfignon. Er hat gesehen, daß die — Dame früh Morgens mit einem Kleiderpacket unter dem Arme aus Ihrem Hause gekommen ist.«

»Der Mensch ist ein schändlicher Lügner. Er treibt's wahrlich zu arg — er verdient, daß ich ihn tüchtig durchprügle, daß ich ihn an den Schweif meines Esels binde! O, ich verspreche Ihnen . . .«

Der bärtige junge Mann wird durch einen von den leren Baumzweigen herabfallenden schweren Gegenstand unterbrochen. Der den Gesetzen der Schwere unaufhaltsam folgende Körper streift ihm die Schultern und sinkt auf den

Digitized by Google

Rasen hinter ihm und Madame Valbrun zusammen. Diese schreit erschrocken auf — sie und ihr Nachbar sehen sich nach dem Gegenstande um, der sie in seinem Sturze fast schmettert hätte, und Clementine erkennt den kleinen Poeten, der wie ein Igel zusammengerollt auf der Erde liegt, aber die Hand auf's Gesicht hält und ächzt:

»Ach, mein Himmel! ich habe mir die Nase abgeschunden und ein Ohr zerrissen — und mein Paletot ist auch zerrissen!«

Einige Worte werden genügen, um den Unfall, der dem Männlein zugestoßen, zu erklären. Als er gesehen, daß die hübsche Pariserin ihren Weg zu dem Landhause nahm, hatte er gedacht: »Der Eselsmann wird sie kommen sehen, er wird ihr nacheilen und sie werden sich wieder unter den Nußbaum setzen; aber wie soll ich mich ihnen ungesehen nähern? Und wenn ich nicht in der Nähe bin, wie kann ich hören, was sie mit einander sprechen?«

Plötzlich kommt ihm ein Gedanke; er nimmt einen Umweg und läuft aus Leibeskräften, um früher als Madame Valbrun und unbemerkt den Nußbaum zu erreichen. Als er an Ort und Stelle ist, erinnert er sich der gymnastischen Uebungen, die er in seiner Jugend gemacht, er umklammert den Baum mit den Armen und klettert mit ziemlicher Behändigkeit hinauf. Er wählt einen starken, dichtbelaubten Ast, der gerade über der Rasenbank ist. — »Jetzt,« denkt er, »mögen sie kommen und plaudern; die Töne der Stimmen steigen zu mir auf und ich kann unbemerkt Alles hören. Ich muß gestehen, daß ich ein köstliches Mittel ersonnen habe und daß ich ein grundgescheidter Kerl bin.«

Digitized by Google

Aber der Horcher bemerkte bald, daß man auf einem Baumaste nicht so bequem sitzt wie in einem Lehnstuhle. Er suchte von Zeit zu Zeit eine andere Stellung anzunehmen; aber als der junge Mann mit dem spitzen Hute von einem ihm zugedachten Denkzettel sprach, konnte er eine Bewegung des Schreckens nicht unterdrücken, daher das Rauschen im Laube. Und als der Fremde nun gar erklärte, er werde ihn an den Schweif seines Esels binden, vergaß er die beschränkten Raumverhältnisse seines Sitzes, fuhr in seinem Schrecken empor, verlor das Gleichgewicht und fiel, wie wir gesehen, beinahe auf Martin's Schultern.

»Wer ist das?« fragt der junge Mann und betrachtet den kleinen Herrn, der so eben vom Himmel — oder wenigstens von dem zum Himmel führenden Wege herabgefallen ist.

»Wer das ist?« erwiedert Clementine, die sich inzwischen von ihrem Schrecken erholt hat und nun herzlich lacht uber die klägliche Figur, welche Monsignon mit seiner gequetschten Nase und mit seinem geschundenen Ohre macht. »Es ist Herr Monsignon.«

»Derselbe, von dem wir so eben sprachen?«

»Ja wohl.«

»Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben eine sonderbare Art sich vor — oder vielmehr hinter den Leuten zu präsentiren! Wissen Sie wohl, daß Sie diese Dame schwer verletzen konnten?«

»Glauben Sie denn, ich hätte es absichtlich gethan? Ich konnte mir ja auch den Hals brechen, und das war keineswegs meine Absicht.«

Digitized by Google

»Aber was haben Sie denn auf dieſem Baume gemacht? Denn von dem Baume ſind Sie herabgefallen.«

»Ich war hinaufgeſtiegen — um Nüſſe zu pflücken.«

»Sie ſcherzen! Die Nüſſe ſind noch lange nicht reif.«

»Ich bin ein Freund von grünen Nüſſen — ich mache einen magenſtärkenden Liqueur daraus.«

»Was ſagen Sie dazu, Madame?« fragt Martin, ſich zu Clementine wendend.

Dieſe antwortet lächelnd:

»Ich denke, man ſoll dieſes Geheimniß nicht zu ergründen ſuchen. Wenn dieſer Herr, wie zu vermuthen, auf den Baum geklettert iſt, um unſer Geſpräch zu belauſchen, ſo finde ich, daß er für ſeine ſchmähliche Handlung hinlänglich beſtraft worden iſt, und ich hoffe, daß er ſich's zur Warnung wird dienen laſſen.«

Monſignon, der mit einiger Mühe aufgeſtanden iſt, wiſcht die Erde von ſeinen Kleidern und erwiedert:

»Wie! Madame, Sie könnten glauben, daß ich aus Neugierde . . . o nein, Sie irren ſich, ich verſichere . . . o, meine Naſe!«

»Mein Herr,« ſagt der junge Mann mit ernſtem Tone; »ich weiß nicht, ob Sie aus Neugierde oder aus einem andern Grunde auf dieſen Baum geklettert ſind; aber ich weiß, daß Sie ſich, ſeitdem ich hier wohne, unaufhörlich mit mir zu thun machen. Es gibt keine Albernheiten, keine Verleumdungen, keine Lügen, die Sie nicht über mich verbreitet; Sie haben ſogar ein Spottgedicht auf mich gemacht, in welchem Sie verſichern, daß Sie mir etwas verwehren wollen . . . aber der Vers ſagt nicht, was Sie meinen. — Es iſt Zeit, daß dieſer Unfug ein Ende nehme,

Digitized by Google

mein Herr, und ich gebe Ihnen hier das Verſprechen, daß ich Sie, ſobald Sie wieder eine Lüge über mich erzählen, an den Schwanz meines Eſels binden und durch Ihr Städtchen ſchleppen werde, wie in jener Nacht, wo er Ihnen einen ſo großen Schrecken einjagte . . . und wo ich nebſt meinen Freunden das Vergnügen hatte, über Sie hinwegzuſpringen.«

Monſignon wird roth, gelb, aſchgrau.

»Mein Herr . . .,« ſtammelt er, »ſo etwas ſagt man wohl . . . aber man thut's nicht . . . es iſt nur Scherz.«

»Nein, ich ſpreche in vollem Ernſt. Wenn Sie aber ſtatt dieſes gezwungenen Trabes am Schwanze meines Eſels ein Duell auf Degen oder Piſtolen wünſchen, ſo ſtehe ich zu Dienſten, und es wird mir zum beſondern Vergnügen gereichen, Ihren Wunſch zu befriedigen. — Antworten Sie, ziehen Sie dies vor?«

Monſignon wird nun todtenbleich; er drückt ſeinen Strohhut auf die Augen und entfernt ſich ſchnell mit den Worten:

»Nein, nein! . . . Ein Duell iſt gegen meine Grundſätze . . . ich verabſcheue die Duelle. Ich ſoll mich ſchlagen! das fehlte noch!«

Monſignon iſt fort. Clementine lacht recht herzlich über die Zaghaftigkeit des Männleins; nach einer kleinen Weile reicht ſie ihrem neuen Bekannten die Hand und ſagt zu ihm:

»Leben Sie wohl, Herr Martin. Wir werden den böſen Zungen des Städtchens wieder viel zu thun machen.«

Digitized by Google

»Was ſagen Sie, Madame? Wir ſcheiden hoffentlich nur auf kurze Zeit . . . auf baldiges Wiederſehen alſo?«

»Nun ja, auf Wiederſehen!«

XXIII.

Eine enttäuſchte Geſellſchaft.

»Dieſer junge Mann ſcheint ein echter Sauſewind zu ſein!« ſagt Clementine zu ſich, als ſie zu ihrer Couſine zurückkehrt; »aber er iſt doch recht liebenswürdig. — Mein Gott! wenn ich ihn liebte! — O, welche Idee! ein Mann, der nicht ſagen will, was er iſt und was für einen Beruf er hat! Ich glaube indeß, daß er eben im Begriff war, ſich in Betreff dieſer . . . Malvina zu erklären, als der kleine garſtige Menſch vom Baum und uns beinahe auf die Köpfe fiel.«

So hängt Clementine ihren Gedanken nach, die immer um einen einzigen Gegenſtand kreiſen, und noch ehe ſie nach Hauſe kommt, fährt ſie in ihrem Selbſtgeſpräch fort:

»Im Grunde habe ich mich mit Valbrun verheiratet, weil er ein ſehr verſtändiger, geſetzter junger Mann war und ganz roth wurde, wenn er mich anſah . . . und Gott weiß, daß ich nie Urſache hatte, mir zu meiner Wahl Glück zu wünſchen. Aus dem Lamm wurde ein Wolf. — Dieſer ſo originelle junge Mann wird vielleicht ſehr geſetzt, wenn er verheiratet iſt . . . ſo geſetzt, wie nur ein Mann ſein kann, denn das Unmögliche muß man nicht verlangen.«

Madame Grospré lächelt höhniſch, als ſie ihre Cou-

Digitized by Google

sine von dem Spaziergange zurückkommen sieht; aber sie richtet keine Frage an sie, denn sie denkt: Monfignon wird sie beobachtet haben, und von ihm werden wir diesen Abend bei Madame Rifflard erfahren, was vorgegangen ist. Meine Pariserin geht nicht in die Gesellschaft, wir können daher ganz ungestört plaudern.

Es war wirklich Abendgesellschaft bei der Viermännerwitwe. Madame Valbrun ging nicht hin, weil der Tritschtratsch hier noch unverdaulicher war, als bei Grospré. Es gab hier so rüstige Schwätzer, daß man den Anwesenden eines Abends der Reihe nach das Wort geben mußte.

Madame Rifflard ruft der eintretenden Phöbe entgegen:

»Nun, gibt's etwas Neues! Ist sie heute ausgegangen?«

»Ja, sie ist um die Mittagszeit allein ausgegangen; sie ist sogar ziemlich lange ausgeblieben, und als sie nach Hause kam, sah sie sehr aufgeregt aus . . .«

»Es ist ganz natürlich; sie hatte vermuthlich mit ihrem Geliebten gesprochen.«

»Wir werden bald erfahren, was vorgegangen ist. Monfignon stand auf der Lauer . . . er hat geschworen, er werde sich rächen für die höhnische Antwort, die sie ihm neulich Abends gegeben. Ich hoffe, daß er uns diesen Abend sagen wird, was unsere Pariserin heute außer dem Hause gemacht hat.«

»O, wenn er doch bald käme, der liebe Monfignon! Er ist für die Gesellschaft unersetzlich.«

»Mich dünkt, daß er sich verspätet.«

»Ja wohl, es ist schon acht Uhr vorüber.«

»O, er wird gewiß bald kommen, er bleibt nie aus. Er will sich herbeisehnen lassen, der Gefallsüchtige!«

»Er kann wohl denken, daß man ihn diesen Abend noch mehr als sonst herbeisehnt.«

»Ha! ich höre die Thürklingel. Das ist er gewiß!«

Alle Augen wenden sich der Salonthür zu, und es erscheint — Liroquet.

Der Hagestolz wird mit mürrischen Gesichtern empfangen, so sehr ärgert man sich, daß es der geliebte Poet nicht ist. Ueberdies hatte der alte Junggeselle in der Achtung der Damen bedeutend verloren, seitdem man wußte, daß er in der Nacht mit Haube und Schürze seiner Haushälterin auf die Straße gegangen war.

Eine halbe Stunde verstreicht noch, und Monsignon erscheint nicht. Das Erstaunen hat den höchsten Grad erreicht; bald gesellt sich die Besorgniß dazu.

»Er muß krank sein, sonst würde er diesen Abend gewiß kommen. Es muß ihm etwas zugestoßen sein,« sagt endlich Madame Rifflard, ihrem gepreßten Herzen Luft machend. Ich will meinen Hausmeister zu ihm schicken.«

Aber in dem Augenblicke, als sie sich entfernen will, um ihre Befehle zu ertheilen, thut sich die Salonthür auf und die Hausmagd meldete, Herrn Monsignon.«

Der kleine Mann erscheint. Aber Niemand würde ihn erkannt haben, wenn er nicht gemeldet worden wäre. Auf den ersten Anblick scheint er einen Helm zu tragen. Sein ganzer Kopf ist in schwarzen Taffet gepackt; überdies trägt er eine breite Binde von demselben Stoffe auf der Nase, so

Digitized by Google

daß ſein Geſicht in zwei Hälften getheilt iſt. Endlich ſchleppt er ſich mühſam und hinkend fort.

Er wird mit einem allgemeinen Ruf des Bedauerns empfangen.

»Ach, mein Gott! Was fehlt Ihnen denn, Monſignon? Was iſt Ihnen geſchehen? Wer hat Sie in dieſen Zuſtand verſetzt? — Haben Sie ein Duell gehabt? Ja wohl, es iſt nicht zu bezweifeln, er wird ſich mit dieſem . . . Martin duellirt haben. Dieſer verdächtige Menſch wird ihm — wahrſcheinlich hinterliſtigerweiſe — eins verſetzt haben.«

»Aber er hat ſeine Wunden doch nicht im Rücken!« ſagt Dupétral.

»Meine Herren!« ruft Madame Rifflard mit gehobener Stimme und tragiſcher Haltung. »ich bin der Meinung, daß dieſem Banditen das Handwerk gelegt werden muß. Wir wollen insgeſammt bei dem Bürgermeiſter Klage führen und unſern armen Freund auf die Mairie tragen. Er ſcheint kaum gehen zu können.«

Einige Perſonen ſind ſchon aufgeſtanden; aber Monſignon, der inzwiſchen ſeine Naſenbinde aufgehoben hat, um ſich zu ſchneuzen, ruft ihnen verdrießlich zu:

»Was wollen Sie machen? Thun Sie mir doch den Gefallen, ſich ruhig zu verhalten! — Warum wollen Sie zum Bürgermeiſter gehen? Was wollen Sie dort thun? was zu ihm ſagen? Gar nichts, denn Sie wiſſen nichts. — Beklage ich mich denn? Habe ich Ihnen denn geſagt, daß Martin mich verwundet habe? Ich habe es Ihnen nicht geſagt, ich erkläre Ihnen ſogar, daß ich es ſehr unſchicklich finde,

Digitized by Google

ihn einen Banditen zu nennen. Warum nennen Sie ihn einen Banditen? Auf welche Thatsachen gründen Sie diese Anklage?— Wenn er das wüßte— und es ist sehr möglich, daß er's erfährt— wenn er Sie verklagte, einen Verleumdungsprozeß, eine Klage wegen Ehrenbeleidigung gegen Sie anhängig machte . . . was würden Sie dann antworten? Sie würden die Gerichtskosten bezahlen und Ihre wohlverdiente Strafe empfangen.«

Alle Anwesenden sehen einander erstaunt an. Man mag kaum seinen Ohren trauen: jetzt nimmt der kleine Poet den Eselsmann, den er sonst immer so heftig angegriffen, eifrig in Schutz. Aber die Drohungen des Fremden hatten gewirkt. Der Ton, mit welchem er Monsignon erklärt hatte, er werde ihn an den Schwanz seines Esels binden, wenn er sich nicht lieber mit ihm duelliren wolle, hatte auf den Poeten einen so gewaltigen Eindruck gemacht, daß er mit einer furchtbaren Kolik nach Hause gekommen war, und sein auffallend spätes Erscheinen bei Madame Rifflard war eine Folge der mit dieser Unpäßlichkeit verbundenen häufigen Anwandlungen von Schwäche.

»Lieber Monsignon,« sagt endlich Madame Rifflard, »Sie setzen uns in das größte Erstaunen. Wir wissen nicht, was wir von Ihrer so plötzlich veränderten Sprache denken sollen. Wir haben den Fremden einen Banditen genannt, weil Sie selbst die schwersten Anklagen gegen ihn erhoben haben; Sie haben ihn einen Falschmünzer genannt . . .«

»Ich! Gott bewahre, das ist nicht wahr, das habe ich nicht gesagt!«

»Alle hier Anwesenden haben es gehört.«

Digitized by Google

»Dann haben alle Anwesenden falsch verstanden. Ich habe gesagt: In Paris setzt Jemand falsche Viersousstücke in Umlauf. Das hatte nicht den mindesten Bezug auf Herrn Martin.«

»Aber Herr Monfignon,« entgegnet Phöbe, welche durch das Läugnen des Poeten ungeduldig zu werden begann; »Sie werden doch nicht in Abrede stellen, daß Sie diesen Mann beschuldigt haben, er habe in der Nacht, wo Sie aufstanden und, zu den Waffen rufend, die Straßen durcheilten, unsere Stadt plündern und in Brand stecken wollen?«

»Ich, Madame! ... Wenn ich das gethan habe, so wollte ich nur einen Spaß machen, eine komische Scene aufführen. Sie nahmen die Sache für Ernst, und das hat mir eine köstliche Unterhaltung verschafft.«

»Und als der Esel über Sie hinwegsetzte, und als Sie der Länge nach auf dem Straßenpflaster lagen?«

»Das war so verabredet.«

»Verabredet mit dem Esel?«

»Nein, mit den jungen Leuten.«

»Aber Eines werden Sie doch nicht läugnen,« erwiedert die Witwe Rifflard; »Sie haben uns vor zwei Tagen erzählt, daß Sie Madame Valbrun und Herrn Martin in traulichem Gespräch unter einem Baum gesehen; daß Sie gehört, wie die Beiden sehr zärtliche, auf die intimsten Beziehungen deutende Dinge mit einander gesprochen.«

Monfignon war in Verlegenheit; er hätte sich gern am Ohr gekratzt, aber er kratzt nur seine schwarze Kopfbinde; endlich antwortet er:

»Ich soll Madame Valbrun unter einem Baume ge-

Digitized by Google

ſehen haben? ... Entſchuldigen Sie, das iſt ... ja doch, ich erinnere mich ... ich glaubte anfangs, es ſei die hübſche Witwe, aber ſie war es nicht, ich hatte mich geirrt. Ich habe nachher erfahren, es ſei eine andere Dame ... von Paris geweſen, die mit Herrn Martin geſprochen.«

»Aber heute noch,« wirft Phöbe ein, »heute noch ſtanden Sie auf der Lauer. Meine Couſine iſt ausgegangen; Sie müſſen wiſſen, wohin ſie gegangen iſt, und ob ſie eine Zuſammenkunft gehabt hat.«

»Ich, Madame, ſoll Ihre Couſine belauert haben! .. Was denken Sie denn? Glauben Sie etwa, ich hätte Zeit, auf der Lauer zu ſtehen? Das wäre eine hübſche Beſchäftigung für einen Gelehrten! ... Gott ſei Dank, ich habe andere Dinge im Kopfe!«

»Aber Sie waren ja doch ſchon in der Früh auf der Straße meiner Hausthür gegenüber, in einem Winkel verſteckt ... was machten Sie denn da?«

»Ich machte Verſe, Madame. Ich dichte überall, wo ich mich befinde, auf der Straße, wie anderswo.«

Die ganze Geſellſchaft ſchweigt; man iſt durch Monſignon's Antworten ganz verblüfft worden. Nach einer kleinen Weile jedoch ſagt Poſtulant zu ihm:

»Was haben Sie denn am Kopfe und im Geſichte? Sie haben ſich ja ganz in Taffet gehüllt.«

»Ich bin gefallen — ja, auf meiner Treppe ausgeglitten. Ich verfehlte eine Stufe — dann zwei — dann vier — und ſo habe ich mir den Kopf ſtark verletzt und die Naſe geſchunden.«

»Nicht möglich! Nehmen Sie doch von meinem Elixir!«

Digitized by Google

»Ich bin ganz krank davon geworden — ich will nach Hause gehen und mich zu Bett legen — ja, ich muß mich beeilen —«

Der kleine Mann nimmt kurzen Abschied von der Gesellschaft und verläßt, sich den Bauch haltend, eilends den Salon.

Die Gesellschaft ist im höchsten Grade enttäuscht. Man hatte Klatschereien, pikante Berichte über Clementinens Promenade erwartet, und statt dessen tritt Monfignon als Vertheidiger Martin's auf und läugnet die meisten von ihm selbst erzählten Thatsachen.

»Das geht nicht mit rechten Dingen zu,« sagt Madame Grospré. »Er muß beim Fallen von der Treppe einen Sprung in der Hirnschale bekommen haben, wie könnte er sonst Alles, was er gesagt, vergessen haben!«

»Ich habe eine andere Idee,« sagt Dupétral.

»Lassen Sie Ihre Idee hören.«

»Herr Martin wird die Klatschereien Monfignon's erfahren und ihm heute einen Denkzettel geschrieben haben, der unsern Poeten in diesen höchst betrübten Zustand versetzt hat, und er hat ihm wahrscheinlich einen zweiten versprochen, falls er seine Klatschereien wieder anfinge.«

»Ja, ja, das muß es sein!« ruft man von allen Seiten. »Monfignon hat Prügel bekommen!«

Und einige der Anwesenden fügen leise hinzu: »Es ist ihm recht geschehen!«

Digitized by Google

XXIV.

Die Kunſtreiterin.

Acht Tage ſind verfloſſen. Monſignon hat noch Leibſchmerzen, obgleich er zwei Flaſchen von Poſtulant's Elixir zu ſich genommen. Er geht viel weniger in Abendgeſellſchaften, wo man ſich jetzt ziemlich kalt gegen ihn benimmt, weil er ſeinen Hut nimmt und davonläuft, ſobald von Martin geſprochen wird.

Die Klatſchſchweſtern des Ortes erſchöpfen ſich in Muthmaßungen. Die Geſellſchaften ſind viel weniger unterhaltend, ſeitdem man über den Bewohner des Spinathauſes nichts Neues mehr erfährt.

Madame Valbrun geht faſt täglich allein ſpazieren, aber Niemand mag ihr auflauern oder folgen; der Zuſtand, in welchem man Monſignon geſehen, ſchüchtert die Neugierigen ein, denn man glaubt immer noch, er habe von Martin Prügel bekommen.

Die hübſche Pariſerin allein hat ihre heitere Laune, ihre Liebenswürdigkeit behalten; ſie ſcheint ſeit einiger Zeit ſogar viel heiterer. Das Lächeln iſt faſt immer auf ihren Lippen; kurz, ihr ganzes Weſen athmet Glück und Zufriedenheit.

Clementine überließ ſich ganz dem Liebesglücke — und dieſes Glück iſt ſehr ſüß, wenn es anfängt und getheilt wird. Täglich fand ſie den jungen Mann mit dem ſpitzen

Digitized by Google

Hute wieder, und täglich ward er liebenswürdiger, zärtlicher, zuvorkommender. Und wenn Clementine ihn fragte:

»Aber endlich werden Sie mir doch sagen, wer Sie sind, was Sie treiben, in welchem Verhältnisse Sie zu der Dame stehen, welche das Mirlitonlied singend zu Ihnen geht?«

Dann antwortete ihr der sogenannte Martin in dem entschiedensten Tone:

»Ich bitte Sie, Madame, gedulden Sie sich nur noch einige Tage. Ich werde ihnen Alles sehr leicht erklären; Sie werden sehen, daß ich Ihrer Achtung nicht unwürdig bin und daß mein Benehmen an diesem Orte, wenn auch etwas originell, doch keineswegs unehrenhaft war.«

Madame Valbrun ließ sich überreden, denn man glaubt ja so gern, was man wünscht.

Madame Grospré hatte oft Lust, ihre Cousine auszufragen. Endlich eines Morgens konnte sie sich nicht mehr halten und sagte zu ihr:

»Wie ich höre, liebes Cousinchen, sprechen Sie zuweilen mit dem Eselsmanne Martin; man will Sie wenigstens mehrmals mit ihm gesehen haben. Ist es wahr?«

»Ja, Cousine, es ist wahr; ich habe die Bekanntschaft dieses Herrn gemacht; er ist ungemein artig und ich plaudere sehr gern mit ihm.«

»Was! Cousine, Sie sprechen mit diesem Menschen! fürchten Sie denn nicht sich zu compromittiren?«

»O nein, denn dieser Mensch — wie Sie ihn zu nennen belieben — ist sehr gebildet, geistreich, vom feinsten Umgangston.«

Digitized by Google

»Was höre ich! Sie setzen mich in Erstaunen! Er trägt sich aber doch nicht wie ein anständiger Mann.«

»O, sein Anzug, der Ihnen so anstößig scheint, würde in Paris gar nicht bemerkt werden; er ist wohl nicht ganz alltäglich, aber Künstler tragen sich oft so.«

»Er ist also ein Künstler?«

»Er hat mir's nicht gesagt, aber ich vermuthe es.«

»Dann muß er ein Schauspieler sein. Diese Leute wollen sich immer bemerkbar machen, sich vor Anderen auszeichnen. — An welchem Theater spielt er?«

Madame Valbrun zuckt die Achseln und antwortet sich entfernend:

»Das weiß ich nicht, Cousine.«

Die umfangreiche Phöbe sagte zu sich:

»Meine Cousine hat sich in diesen Komödianten verliebt. — Sie ist von Sinnen, sie wird um seinetwillen eine Thorheit begehen . . . sie compromittirt sich schon. — Einstweilen will ich allenthalben erzählen, was ich erfahren habe.« —

Zwei Tage nach dieser Unterredung hatte sich ein großer Theil der Grospré'schen Sippschaft gegen Mittag versammelt, um das Kirchweihfest eines benachbarten Dorfes zu besuchen. Das Wetter war herrlich. Madame Valbrun hatte sich bereden lassen, an der Partie theilzunehmen, und der kleine Poet, der sich endlich von seiner Unpäßlichkeit erholt hatte, war auch dabei.

Die Gesellschaft kam eben aus der Straße, in welcher der vormalige Bauunternehmer wohnte, als Postulant ihr in vollem Lauf entgegenkam.

Der Apotheker, der noch eine Kundschaft besuchen

Digitized by Google

mußte, hatte seine Frau mit dem Versprechen, bald nachzukommen, fortgehen lassen.

Er ist ganz in Schweiß gebadet und seine Ehehälfte sagt zu ihm:

»Warum erhitzest Du Dich so? Du wärest immer noch früh genug gekommen.«

»Ich bin gelaufen, weil ich etwas Drolliges gesehen habe. Ich wollte der Gesellschaft sagen, sie möge langsam gehen . . . er wird über diesen Platz kommen, er kann, von der Eisenbahn kommend, keinen andern Weg nehmen. Er hält still und spricht mit Herrn Frémont, sonst wäre er schon vorbei.«

»Wen meinen Sie denn?«

»Wer wird hier vorbeikommen?«

»Herr Martin auf seinem Esel.«

»Und das scheint Ihnen so drollig? Deshalb sollen wir hier warten?«

»Man hat von Herrn Martin gesprochen? Ich bin's nicht gewesen,« ruft Monfignon. »Ich will mir nichts aufbürden lassen, ich sage es Ihnen.«

»Es ist gut, Monfignon. Mein Gott, Sie sind ja schon ganz blaß, da von dem Fremden die Rede ist.«

»Blaß? O nein, ich bin gar nicht blaß. Warum sollte ich blaß sein? Ich muß im Gegentheil sehr roth sein . . . meine Wangen glühen.«

»Sagen Sie doch, Herr Postulant, warum sollen wir denn stehen bleiben? Und was ist denn Merkwürdiges an ihm und seinem Esel?«

»O, wenn er allein auf seinem Esel säße, wär's freilich nicht der Mühe werth zu warten; aber er ist nicht al-

Digitized by Google

lein, er hat Jemand hinten aufsitzen ... vermuthlich Jemand, den er von der Eisenbahn abgeholt hat.«

»Wirklich! er hat Jemand hinten aufsitzen?«

»Ja, und dieser Jemand ist ein Frauenzimmer.«

»Ein Frauenzimmer?«

»Ja, ja ... und zwar ein junges Frauenzimmer, so viel ich errathen konnte, denn sie trägt einen Schleier über ihren Hut.«

»Merken Sie wohl, daß ich's nicht gesagt habe!« rief Monfignon. »Ich bin dieser Neuigkeit durchaus fremd. Es ist vielleicht nur eine Fabel.«

»Eine Fabel! Nun, die ganze Gesellschaft wird bald sehen, ob ich gelogen habe. — Da kommt er, ich höre ihn — er setzt seinen Esel in Galopp — er wird sogleich vorüberreiten. — Achtung,, meine Damen!«

Die Gesellschaft hatte auf einem kleinen Platze, zu welchem mehre Straßen führten, Halt gemacht. Bald sieht man Martin auf seinem Esel aus einer derselben hervorsprengen, und es sitzt wirklich eine weibliche Gestalt hinter ihm. Diese Schöne, deren Anzug ziemlich gewählt ist, trägt einen Strohhut mit einem grünen Schleier, der ihr Gesicht verhüllt; aber mit beiden Armen umklammert sie den Leib des vor ihr sitzenden Reiters, und scheint sich so fest zu halten, daß sie allen seinen Bewegungen folgt.

Martin treibt seinen Esel noch mehr an, als er Leute auf dem Platz bemerkt; er braust also im gestreckten Galopp an der Gesellschaft vorbei, ohne daß seine Dame auch nur einen Augenblick auf der Croupe des Esels gewankt hätte. —

Madame Valbrun hat Alles dies gesehen, sie ist roth

Digitized by Google

und dann sehr blaß geworden, denn dieses Mal hat sie wie die Andern mit ihren eigenen Augen gesehen, sie weiß nun, daß es keine Lüge, keine böswillige Verleumdung ist.

»Nun, habe ich Ihnen nicht die Wahrheit gesagt?« ruft Postulant der übrigen Gesellschaft zu. »War's nicht der Mühe werth, eine kleine Weile zu warten, um es zu sehen?«

»O ja, es war höchst unterhaltend.«

»Was für eine Sorte von Frauenzimmern kann sich so auf einen Esel hinten aufsetzen! — das ist leicht zu errathen,« sagt Madame Rifflard.

»Aber reiten kann sie, das muß man ihr lassen,« fügt Dupétral hinzu. »Welche Haltung! — wie sie sich an ihren Cavalier schmiegte!«

»Das ist wahr,« erwiedert Liroquet, »sie schien an ihn festgewachsen zu sein.«

»Daraus schließe ich,« sagt der Apotheker, »daß sie eine Kunstreiterin aus dem Hippodrom sein muß. Was sagen Sie dazu, Monsignon?«

»Ich sage gar nichts dazu, ich denke nichts, ich habe nichts gesehen —«

»Wie, Sie haben nicht gesehen, daß Herr Martin auf seinem Esel vorbeijagte und ein ihn umklammerndes Frauenzimmer hinter sich hatte?«

»Er brauste so schnell an mir vorüber, daß ich nichts unterscheiden konnte. Das ist meine Meinung.«

Madame Valbrun sagt nichts; sie bietet ihre ganze Selbstbeherrschung auf, um ihren Seelenschmerz zu verbergen. Alle Damen sehen sie mit spöttischer Miene an, und

ſcheinen ſich der in ihrem Geſichte vorgegangenen Veränderung zu freuen.

Man ſetzt ſich in Bewegung, um ſich zum Kirchweihfeſte in das benachbarte Dorf zu begeben. Aber nach fünf Minuten ſagt Madame Valbrun zu Phöbe:

»Couſine, es thut mir ſehr leid, daß ich Sie nicht weiter begleiten kann, aber ich fühle mich ſehr unwohl — ich kann nicht weitergehen —«

»Wie, Sie ſind krank, ſchöne Couſine? Iſt denn dieſes Unwohlſein ſo plötzlich gekommen?«

»Ja — vermuthlich von der Hitze. Ich will nach Hauſe gehen und mich ausruhen.«

»Wünſchen Sie eine Begleitung?«

»Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten, Madame?« ſagt der große Dupétral.

»Ich danke Ihnen,« antwortet Clementine; »ich will nicht, daß mir Jemand das geringſte Opfer bringe, es würde mir höchſt unangenehm ſein. Wir ſind ja überdies noch ganz nahe bei dem Hauſe meiner Couſine. — Auf Wiederſehen alſo und viel Vergnügen.«

Clementine empfiehlt ſich der Geſellſchaft und begibt ſich in Grospré's Haus zurück.

»Wir wiſſen wohl, woher ihre Unpäßlichkeit kommt!« ſagt Madame Rifflard, ſobald ſich die junge Witwe entfernt hat; »es iſt der Aerger, der Zorn, daß ihr . . . Martin ein Weibsbild mit auf ſeinen Eſel genommen!«

»Ja, das iſt die Urſache!« beſtätigt Phöbe. »Aber es iſt auch empörend, daß eine gebildete Frau ſich in einen Komödianten verliebte.«

»Wer hat Herrn Martin einen Komödianten ge-

Digitized by Google

nannt? Ich erkläre, daß ich's nicht gewesen bin,« ruft Monfignon. »Und ich glaube auch nicht, daß er's ist.«

»Und wenn er's wäre, so würde nichts daranliegen,« erwiedert Dupétral. »Das nicht mehr gebräuchliche Wort Komödiant stammt aus der Zeit der wandernden Gesellschaften, die uns Scaron in seinem »Roman comique« schildert. Heutzutage sind die Schauspieler Menschen wie alle andern; sie sind gebildet, oft geistreich und witzig, fast immer unterhaltend, und man sucht ihre Gesellschaft, weil mit ihnen weit besser umzugehen ist, als mit manchen reichgewordenen Tröpfen, die sich gar viel auf ihre Thaler einbilden.«

»Das ist auf Grospré gemünzt! flüstert der Apotheker.

»Da hat er seinen Theil!« sagt der Bauunternehmer mit einem Seitenblick auf Liroquet.

»Damit ist Postulant gemeint!« sagt Breuillet für sich.

So schiebt Einer die Schuld auf den Andern.

Das Kirchweihfest hat die Gesellschaft ziemlich lange gefesselt, und man kommt erst spät am Abend nach Hause.

»Wie geht's meiner schönen Cousine?« fragt Madame Grospré höhnisch ihre Köchin; »hat ihre plötzliche Unpäßlichkeit Fortschritte gemacht?«

»Ich weiß nicht, Madame, ob Ihre Cousine Fortschritte gemacht hat,« antwortet die Köchin in ihrer plumpen Manier; »aber ich weiß, daß sie weit von hier sein muß, wenn sie immer noch auf den Füßen ist.«

Was wollen Sie damit sagen, Kunigunde?«

»Es ist ganz klar. Ihre Pariserin packte, als sie

nach Hause kam, ihren Koffer und schickte ihn sammt Nachtsäcken und Bündeln durch den alten tauben Gärtner auf die Eisenbahn. Um vier Uhr ist sie abgefahren.«

»Abgereist! Meine Cousine ist abgereist, ohne mir etwas zu sagen, ohne Abschied zu nehmen! . . . Das ist zu arg!«

»Sie hat einen Brief an Sie zurückgelassen. Da ist er.«

Phöbe erbricht hastig das Billet und liest:

»Liebe Cousine, entschuldigen Sie mich, daß ich so plötzlich abreise. Eine wichtige Angelegenheit und die Sorge für meine Gesundheit machen meine Anwesenheit in Paris nothwendig. Empfangen Sie daher den Ausdruck meines Bedauerns mit meinem herzlichsten Dank für Ihre Gastfreundschaft und empfehlen Sie mich Ihrem Gemal.

»Ich werde Ihnen baldigst Nachricht von mir geben.

»Ihre ergebenste

»Clementine Valbrun.«

»Ich falle aus den Wolken!« sagt Madame Grospré, die sogleich zu ihrem Manne eilt, um ihm den Brief zu zeigen.

»Ich habe Boulingrin auf morgen zum Diner eingeladen,« antwortet der Bauunternehmer; »er ist mir im Piquet Revanche schuldig.«

Die Kunde von der plötzlichen Abreise der Pariserin liefert den folgenden Tag überreichen Gesprächstoff für die ganze Stadt.

»Sie ist aus Zorn abgereist!« sagt Madame Riffard.

Digitized by Google

»Aus Eifersucht!« sagt Madame Postulant.

»Aus Aerger!« sagt Madame Breuillet.

»Aus Verzweiflung!« sagt Mignonnette.

»Nein,« verbessert Monfignon, »sie ist auf der Eisenbahn abgereist.«

Fünf Tage später wird das Städtchen durch ein neues Ereigniß in Bewegung gesetzt: der Bewohner des Spinathauses, der Eselsmann Martin, ist ebenfalls abgereist. Er hat dem Krämer Girard die Schlüssel zurückgegeben und diesem freigestellt, über das Landhaus zu verfügen, weil er nicht zurückzukommen gedenke.

»Ein unwiderleglicher Beweis, daß Sie mit einander einverstanden waren!« sagt Madame Rifflard. »Madame macht sich zuerst aus dem Staube, und der Andere folgt ihr beinahe auf dem Fuße. — Das war nicht schlau ausgedacht!«

»Ach, meine arme Cousine!« seufzt Phöbe; »sollte sie so unvernünftig sein, diesen Histrionen Martin auch in Paris wiederzusehen!«

»Merken Sie wohl,« sagt Monfignon, »daß ich das Wort Histrione auf diesen Herrn nicht angewendet habe, und daß ich diesen Ausdruck sehr gewagt finde.«

XXV.

Der Anzeigebrief.

Drei Wochen sind verflossen, und in dem Städtchen fängt man an etwas weniger von der hübschen Pariserin und von Martin zu sprechen, da erhält das Ehepaar Grospré einen Anzeigebrief, der folgendermaßen lautet:

»Madame Clementine Dalbelle, Witwe Valbrun, hat die Ehre, Ihnen ihre Vermälung mit dem Hiſtorienmaler Herrn Stephan Didier anzuzeigen.«

Ein zweites Blatt enthält folgende Worte:

»Herr Alexander Didier, Rechtsconſulent, hat die Ehre, Ihnen die Vermälung ſeines Sohnes Stephan Didier mit Madame Clementine Dalbelle, Witwe Valbrun, anzuzeigen.«

»So! meine Couſine hat ſich alſo wieder verheiratet. Das iſt ja ſehr ſchnell gegangen!« ſagt Phöbe erſtaunt. »Wer iſt denn dieſer Maler Stephan Didier, den ſie geheiratet hat? Sie hatte mir von dieſem Herrn nie etwas geſagt, ja nicht einmal ſeinen Namen in meiner Gegenwart genannt.«

Und Madame Grospré eilt mit dem Brief zu allen ihren Bekannten und fragt, ob man dieſen Maler, mit dem ſich ihre Couſine verheiratet, dem Namen nach kenne.

»Stephan Didier!« ſagt Dupétral. »Der iſt ja einer unſerer erſten Maler, einer von denen, die zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigen. Er ſoll eben jetzt ein herrliches Bild im Auftrage der Regierung vollendet haben.«

»Ja,« fügt Poſtulant hinzu, »ich habe dieſen Namen oft in den Zeitungen geleſen, und zwar immer von rühmender Anerkennung begleitet.«

»Stephan Didier!« wiederholt Monſignon. »O, den kenne ich ſehr gut . . . ich habe ihn freilich nie geſehen, aber ſehr viel von ihm gehört.«

»Es ſcheint,« fügt Madame Rifflard lachend hinzu, »daß der liebenswürdige Martin ganz vergeſſen iſt. —

Digitized by Google

Ha! ha! es freut mich, ich konnte den spitzen Hut nicht ausstehen!«

Und da Frémont eben von Paris gekommen war und sich in der Gesellschaft befand, wo diese Dinge besprochen wurden, so wendet sich Madame Grospré an ihn und sagt höhnisch:

»Nun, was sagt Ihr Freund, das bärtige Original mit der Blouse, zu dieser Heirat?«

»Wen meinen Sie?«

»Ihren Freund Martin, den Eselsmann.«

»Ja so, meinen Freund, der das Spinathaus bewohnt hat?«

»Ganz recht, und der einen Esel hatte. Was sagt er zu der Verheiratung meiner Cousine?«

»Er ist überglücklich, entzückt . . . denn er ist jetzt der glücklichste Mensch von der Welt.«

»Wie so?«

»Er hat sich ja mit der Erwählten seines Herzens vermält.«

»So! er hat sich also seinerseits ebenfalls verheiratet?«

»Ja wohl, er seinerseits und Ihre Frau Cousine ihrerseits.«

»Wer ist denn *seine* Erwählte?«

»Sie wissen's recht gut, Sie haben ja den Anzeigebrief erhalten?«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Die klare, einfache Wahrheit: daß der sogenannte Martin und Stephan Didier eine und dieselbe Person sind. In Paris führte er ein etwas regelloses Leben und war

Digitized by Google

beſtändig von zudringlichen Menſchen umgeben; er erſuchte mich daher, ihm ein Landhaus zu miethen, um allein zu ſein, ſich ganz der Arbeit zu widmen und das ſchöne Gemälde, mit deſſen Ausführung er beauftragt war, zu vollenden. Er hatte überdies ſeinem Vater das feierliche Verſprechen gegeben, hier das ſtrengſte Incognito zu bewahren und erſt nach der Vollendung ſeines Bildes wieder nach Paris zu kommen.«

Alle Anweſenden ſind verblüfft. Aber die Witwe Rifflard, die immer Recht behalten will, entgegnet:

»Sie ſagen, Ihr Freund habe allein ſein wollen? Aber er hatte doch immer zwei junge Leute bei ſich.«

»Ja, einen Farbenreiber und einen Schüler. Ein Maler braucht gar oft Gehilfen.«

»Und die Demoiſelle, die ihn beſuchte und auf der Straße das Mirlitonlied ſang?«

»Sie war ein Modell; ſie ſaß ihm für ſein hiſtoriſches Gemälde. Ein Maler kann ein bedeutendes Kunſtwerk ohne Modell nicht ausführen.«

»Aber das andere Frauenzimmer, das er hinter ſich auf dem Eſel ſitzen hatte . . . war's auch ein Modell?«

»O nein, es war nur eine Gliederpuppe, die er von Paris hatte kommen laſſen, weil ſie ihm unentbehrlich war. — Man hat auf der Eiſenbahnſtation herzlich gelacht, als er die Gliederpuppe hinter ſich auf ſeinen Eſel ſetzte.«

»Es war eine Gliederpuppe!« ruft Monfignon frohlockend. »Ich hätte darauf gewettet. Wie hätte ſich auch ein lebendes Frauenzimmer ſo feſt an ihm halten können. —Es war eine Gliederpuppe, es war ganz unverkennbar.«

Digitized by Google

Dieſes Mal findet Madame Rifflard nichts mehr zu erwiedern, und die ganze Geſellſchaft ſchweigt verlegen.

»Apropos, Herr Monfignon,« fügt Frémont, ſich an den Poeten wendend, hinzu; »mein Freund Stephan hat erfahren, daß Sie ihn ſeit einiger Zeit, wenn von ihm die Rede war, immer in Schutz genommen haben; er hat mich daher beauftragt, Ihnen als ein Zeichen wärmſter Anerkennung Ihres Talentes ſeinen Eſel anzubieten.«

»Ich nehme ihn an,« erwiedert Monfignon, »ich nehme ihn ſogar mit ſtolzem Selbſtbewußtſein an, denn er hat ja Herrn Stephan Didier gehört! . . . Ich ſage nicht wie Prudhomme:

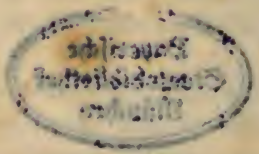
Dieſer Eſel iſt, was man auch ſagen mag,
Meines Lebens ſchönſter Tag!

Ich mache eine Variante dazu und ſage:

Ein Geſchenk, das ich vom Künſtler habe,
Iſt fürwahr der Götter ſchönſte Gabe!«

Hat der Leſer oder die Leſerin jetzt errathen, in welcher Stadt ſich alles dies zugetragen hat?

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.